PRESENTED TO THE Public Library of the City of Boston

By Joshua Bates, Esq.

Received _____

Shelf No.
4077.35
v.3

# Künstler-Geschichten,

mitgetheilt

von

August Hagen.

---

Drittes Bändchen.

---

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1840.

# Die Wunder

der

# h. Katharina von Siena.

---

Nacherzählt

von

August Hagen.

---

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1840.

1283
2

3038

Dem Ritter

# Peter von Cornelius.

Von ihm und seinen Freunden, die sich in Rom zur Erhebung der Kunst in echter Liebe und That verbanden, sollte in Berlin eine Kirche gemalt werden. Der lebhaften Verwendung des preußischen Gesandten entsprach indeß keine sichere Aussicht, da schrieb, zwanzig Jahre vor Beendigung des jüngsten Gerichts in der Ludwigskirche in München,

## Niebuhr:

„Cornelius geht in wenigen Tagen von hier nach München. So verlieren wir Den, das hat mich sehr erschüttert. Sein Sinn in der Kunst geht ganz in die Tiefe und auf das Einfältige und Große."

Um die vaterländischen Kunstmerkwürdigkeiten zu beschauen und zu verzeichnen, begab ich mich auf einer Kreuz- und Querfahrt durch das alte Preußen von Kirche zu Kirche. Wider Willen trieb es mich zur Eile, als ich auf der Rückreise aus dem heitern Elbing mit den spiegelhellen Fenstergläsern in das katholische Ermeland kam, wo die Heiligenbilder an den Landstraßen ihren Ruf: „Die ihr mühselig und beladen seid", allen Mienen einzuprägen scheinen. Mein Augenpunkt war schon in weiter Ferne der Dom von Frauenburg, ein alt ehrwürdiger Bau, der sich stolz über den Spiegel des Haffs erhebt und das Städtlein be-

herrscht, das demüthig zu seinen Füßen liegt. Ein betäubendes Glockengeläut empfing mich noch eher, als das Thor. Ich griff nach meinem Zeichenbuch, zog die Brieftasche hervor und sprang von dem Wagen, um ohne Verzug den Dom zu besuchen. Allein Andere waren ebenso eifrig, und nur mit Mühe konnte ich das Portal erreichen. In sonntäglich bunter Tracht strömte das Volk herzu, Krüppel zogen ein Spalier, denn heute verfehlte kein Blinder den Weg, und kein Lahmer blieb hinter den Eilenden zurück. In dem Gewühl erkannte ich einen stämmigen Diener der Kirche als meinen Führer in früheren Jahren, obgleich er sich über den langen schwarzen Rock ein fein genähtes Chorhemde gezogen hatte. Die Hand ihm zum Gruße bietend, hielt ich ihn fest. Er erbot sich, wie sonst, mir gefällig sein zu wollen, aber erst nach beendigter Processíon, die bald vor sich gehen und an der heute der Fürstbischof und der Weihbischof Theil nehmen würde.

Ich drückte ihm meine Befremdung aus. Es schien ihm auffallend, daß ich nicht eigends zu dem Kirchenfeste gekommen sei, noch auffallender, daß ich, von einem günstigen Zufall geleitet, dem Glück den Rücken bieten wollte. Ich ging, ob er mir gleich einen Platz neben dem Hochaltare anzuweisen versprach. Auch in dem nahe gelegenen Gasthause war es nicht nach meinem Sinn. Ich versuchte niederzuschreiben, was ich den Tag vorher gesehn, aber das Beben der Fensterscheiben, die den Glocken nachdröhnten, ließ es nicht zu; ich rannte zur Klingel, um mitlärmend den Lärm zu betäuben, aber die Leute des Hauses, sowie mein Kutscher, waren nicht hier, sondern in der Kirche.

Bei allem Unmuth trat mir hier wie dort Italien vor die Seele, wo ich, übersättigt vom Kirchenpomp, in Rom oft das floh, was ich anfangs begierig gesucht hatte. Es heimelt mich so an, sagte oft Freund Odoardo, wenn vor unserer Wohnung, aus der der Blick nach

dem Esquilin und Quirinal mit Entzücken schweifte, ein vorübergehender landsmännischer Künstler das genossene Bier rühmte oder gar sich eine Leier hören ließ. Ob es dich hier angenehm anälpeln möchte, dachte ich bei mir und schlenderte durch Frauenburgs winkliche Gassen, kam wiederholt auf den Domplatz zurück und blickte von oben auf die Häusermasse, aus der hier und da Kapellen hervorragen. Der klare Sommertag und meine Mislaune, obgleich sie entgegengesetzten Polen angehörten, vereinigten sich, um mir eine schöne Zeit zu vergegenwärtigen. Diesmal traf es zu, daß die ungleichnamigen Pole sich anziehen.

Endlich verstummten die Glocken. Ruhe war in die Gottesstätte eingekehrt und mein willfähriger Cicerone sah meinem Kommen entgegen. Wiederholt hielt er mir vor, daß ich geflissentlich das Vornehmste versäumt hätte, da, was ich sehen wolle, doch alle Tage zu sehen wäre. Ich bat ihn, mit einem Alltags-

menschen, wie mir, Geduld zu haben und namentlich heute, da ich nicht wie sonst, mit fortgezogen von der flüchtigen Schaulust einer Gesellschaft, diesmal Alles gründlich betrachten und mir seine unschätzbaren Erklärungen aufschreiben wolle. Er verneigte sich und zog schmunzelnd die starken Lippen in die Breite, als wenn es wieder zum Chorsingen gehen sollte. Wenn ich es auf Stunden nicht ansähe, so verhieß er mir Dinge zu zeigen, die noch keinem Reisenden gezeigt wären. Sofort führte er mich zu dem Hochaltar, der, in neu italienischem Geschmack gearbeitet, mich wenig ansprach. Vom Gewölbe herab hängt über ihm eine Papstmütze zwischen vier Cardinalshüten. Er erklärte mir, daß diese Zierde hier zum Andenken an einen Papst und vier Cardinäle angebracht wäre, die zu der Zahl der Domherren von Frauenburg gehört hätten. Ich schrieb die Namen der Cardinäle auf; als er aber den des Papstes nannte, da steckte ich lebhaft be-

wegt die Brieftasche wieder ein. Pius II., hörte ich, und unwillkürlich flüsterte ich Äneas Sylvius Piccolomini nach, gelehrter Kirchenfürst, eifriger Beschützer der Baukunst. Wie dein Lob noch den Strasburger Münsterthurm erhöhte, so erhöhen Pienza und Siena fort und fort dein eignes Lob. — Unverwandt sah ich zu der dreigekrönten Mitra empor und sah in ihr, wie ein ärmlicher Marktflecken, die Geburtsstätte des Papstes, als Pienza sich zu einem Bisthum voll stattlicher Wohnungen und Paläste zauberhaft erhob. Aber noch heller trat die Mutterstadt Siena mit ihren liebenswürdigen Bewohnern vor meine aufgeregte Seele. Den Blick nach oben gekehrt, sah ich mich in ihre Mauern versetzt. Ich war so feierlich gestimmt. Hörte ich doch einst eine Leichenrede aus einem Predigerbarret lesen, warum sollte ich nicht in der Papstmütze einen Nachruf an die Vergangenheit lesen auf dem Friedhof heiliger Erinnerungen oder der erhebenden Plane viel-

mehr, die sich an jene knüpften? Wie damals der Nordländer, tief nachempfindend den Abschied von Rom, dennoch freudigen Herzens von dem halbzirklichen, muschelförmigen Rathsherrenplatz die Straßen hinabblickte, die wie die Strahlen eines Fächers sich hier vereinigen, wie er damals dem Brunnen zueilte, dessen Wasser rein ist wie die sieneser Luft, und an dem meisterhaften Bildwerk seiner Marmorbekränzung sich erbaute, so geschah es jetzt in lebhafter Einbildung. „Man wird an manchen berühmten Mann bei uns erinnert," hub der Führer an, „dort am Pfeiler ist das Grabmahl des großen Nicolaus Copernicus. Der Brunnen auf dem Platz ist von ihm, wenigstens war er es, der die Wasserleitung anlegte." „Nein — zwei sienesische Baumeister, die Brüder Agnolo und Agostino," unterbrach ich ihn. „Der Brunnen verdiente es, daß ein Jacob della Quercia ihn in Marmorbilder einfaßte; er verdiente es, daß der Künstler sich nach ihm della Fonte

nannte.“ Die Dinge waren dem Herrn neu, aber er schwieg. Meine Betrachtung, es war wirklich eine solche, führte mich vom Brunnen zu den Palästen mit der Zinnenbekrönung, zu dem Rathhause mit seinem viereckigen Wartethurm. Ich sah die zur Seite stehende Säule mit der römischen Wölfin, ich durchwandelte die offene Halle des Rathhauses, von wo aus ehemals die Neun, die den Senat bildeten, den Freistaat beherrschten. Da mein Auge unablässig aufwärts gerichtet war, so mochte jener meinen, daß es dem Gewölbe gelte und daß ich über den Bau Aufklärung wünsche. „Man weiß,“ sagte er, „daß das Gebäude im 14. Jahrhundert aufgeführt ist, aber die Baumeister kennt man nicht.“ „Es sind die Brüder Agnolo und Agostino aus Siena,“ rief ich von Neuem. „Die hätten den Dom gebaut?“ fragte er zweifelnd. „Wenn Ihr den Dom meint,“ nahm ich wieder das Wort, „so habt Ihr recht, dessen Erbauer ist unbekannt.“ Mich und ihn

vergessend, beschrieb ich ihm das prächtige Gotteshaus, das unfern dem Rathsherrnplatz sich mit seiner stolzen Kuppel erhebt, in dessen bunter Marmorbekleidung und kühnen, dreifachen Portalbogen, in dessen zierlichen Giebeln und stattlicher Freitreppe kindliche Lust mit ernster Erhabenheit wetteifert. Mein unruhiger Zuhörer hüstelte, und da dies nichts fruchtete, so ging er am Schlüsselbunde spielend davon, mit dem Versprechen, bald zurückzukehren. Ich aber verließ nicht meine Stelle im Geist und in der Wahrheit und vergegenwärtigte mir den sienesischen Dom. Die schwarzen und weißen Streifen, mit denen das Mauerwerk ganz überdeckt ist, erinnerte mich an die Weißen und Schwarzen, zwei Parteien der Guelphen, die Toscanas Ruhe damals, da dieser Bau erstand, vielfach zerrütteten. Nur aus Kämpfen sprühen die Funken der Thatkraft. Ich trete in die Kirche ein. Auch hier ist Schwarz und Weiß die Losung. Wie ich als Knabe mit Genug

thuung auf dem großen Bretspiel fußhohe Säulen aus den schwarzen und weißen Steinen aufschichtete, so finde ich nun zum Trotz aller eingelernten Schönheitsregeln an den riesenmäßigen Bretspielpfeilern Gefallen. In dem Reichthum sinnbildlicher Verzierungen erkenne ich wiederholt, wie Siena die Mitte einnimmt zwischen Rom und Florenz, die römische Wölfin steht dem florentinischen Löwen gegenüber. Aber bezeichnender als Alles ist eine antike Marmorgruppe im christlichen Tempel. Sie stellt die Grazien dar, die bei der Grundlegung in der Erde gefunden wurden, als ein empfehlendes Wahrzeichen, daß hier, wo die Metropolitane ihr Haupt erheben sollte, der Sitz der Anmuth sei. Durch die weiten Räume langsam hinschreitend, sehe ich die alte kostbare Marmorkanzel, sehe ich hier auf einem Altarblatt den h. Bernhard von Siena, wie er im Franziskanergewande in Neapel vor vielem Volke predigt, er, der schon als Kind sein Brot gern

mit den Kranken im Spital della Scala brach und zum Mann gereift lieber Armuth als das Erzbisthum in Siena wählte, dort auf einem Altarblatt die h. Katharina von Siena, die schöne Jungfrau, von Pius II. zur Heiligen erhoben, zu deren Verherrlichung die Kunst wetteifernd Kränze wand. Unter dem blauen, goldgestirnten Kreuzgewölbe reizt meine Neugierde ein sonderbares Gesims, eine lange Reihe von Papstköpfen, und unter ihnen zähle ich fünf, deren Vaterland Siena war, unter ihnen zwei aus der erlauchten Familie Piccolomini, einen aus dem angesehenen Hause Chigi. An Pius II. werde ich mehr als in der Kirche noch in dem anstoßenden Saal erinnert, der den Namen der Bücherei führt, weil hier dessen bedeutende Sammlung von Büchern und Handschriften aufbewahrt wurde. — In der Fülle schwelgte ich, als wieder der gutherzige Kirchendiener zum Vorschein kam und es für Pflicht hielt, mich meiner Einsamkeit und der Papstmütze zu ent-

reißen. „Mittlerweile," verkündigte er mir, „habe ich die Sakristei und die Theodoruskapelle aufgeschlossen. Erst aber wollen wir hier am Pfeiler das berühmte Bild mit den Fünftausend beschauen, das von Rafael sein soll, aber, wie Kenner es versichern, nicht von ihm selbst, sondern von einem Schüler gemalt ist nach Rafael's Angabe." „Pinturicchio hieß er," rief ich, meinen Stand behauptend, „Bernhardinus Pinturicchio, Rafael's Kunstgenosse. Sein Grab ist in Siena, aber wenn irgendwo, so lebt er hier in den zehn großen Wandgemälden der Bücherei, zu denen ihm Rafael manche Erfindung lieh, und deren Tüchtigkeit und Würde der altväterische Anstrich keinen Abbruch thut. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt, aber was ewig glänzt, ist echt, wie diese Darstellungen in bezauberndem Farbenspiel. Sie sind ein Heldengedicht von kühner Erhebung, wie es das Leben und der Tod des Papstes Pius war. Hier zeigt er sich als Cardinal-

secretair, ein muthiger Jüngling, auf feurigem Roß unter einer Reiterschar, mit der er auf das basler Concilium zieht. Prälaten sind neben ihm, deren erfahrungsreiches Alter einen sichern Blick in die Zukunft bedingt. Sie zweifeln am guten Erfolge, er aber weiß, daß nicht zu zweifeln ist. Schöner ist das Bild, in dessen Hintergrunde der Hafen von Ancona wahrgenommen wird. An den Masten der Flotte schimmert das Kreuz, das den Halbmond verdunkeln soll. Papst Pius, ob er auch den Anstrengungen erliegt — sein letzter Athemzug gilt der guten Sache — entzieht sich nicht der Kriegsrüstung, die sein Eifer bewirkte. Nach dem Hafen weist er hin, indem er, auf einer Sänfte getragen, durch die erschütternde Kraft der Rede die Christenheit entzündet zum Vernichtungskampf gegen die Ungläubigen. Viel Volks hört zu, keiner andächtiger als der ehrwürdige Doge, der vornan barhaupt kniet. Neben ihm steht ein holdseliger Knabe, der des

Greises goldene Mütze trägt, mit den Zügen des göttlichen Rafael. Um den Preis ringt aber mit jedem der Bilder die Heiligsprechung der schönen Katharina in der alten Peterskirche in Rom. Auf einem Thron sitzt der Papst und hebt die Rechte segnend empor. Um ihn Cardinale mit brennenden Lichten, die alle zu der Bahre schauen, auf der die jugendliche Leiche liegt. In ein Dominikanergewand gehüllt, sind nur Gesicht, Hände und Füße unverdeckt. Der Jungfrau Schmuck sind die fünf Wundenmaale, ein Gebetbuch und eine Lilie. Nicht halten könnte sie diese, wenn auch die Hände nicht todt wären, denn im Gebet entschlummernd hat sie sie gefaltet. Wunderbarlich sprießt die Lilie aus dem Wundmaal ihrer Linken hervor. Den untern Theil des Gemäldes erfüllen Zuschauer, unter ihnen hat sich Pinturicchio, ein Licht tragend, selbst abgebildet neben andern Künstlern. Beredt ist sein stummer Mund. Lauschet, junge Maler, und

ihr hört: Aus der Asche der Entseelten wird sich neu der Phönix der Kunst verklären. Schaffet einst Das ganz, was ich gewollt, und bringt Pinturicchio's Namen in Vergessenheit zum Ruhm der Heiligen." — Ungeduldig darüber, daß ich dem Führer keine Einrede gestattete, brach er jetzt in die Worte aus: „Auch Ignaz Meier ist ein großer Maler, wie man das in der heiligen Linde und bei uns in der Theodoruskapelle erkennt. Neulich ließ ich mir seinen Sarg öffnen. Ihm kann die Zeit nichts anhaben, wie seinen Pinseln, die er in der Hand hält." Lauter als je vorher rief ich: „Sodoma!" Denn mit Allgewalt drängte sich ein Tabernakelbild in Siena vor meinen innern Blick, auf dem Sodoma mit dem Pinsel in der Hand durch sein selbstgenügliches Feci zum Wettstreit gleichsam den Fehdehandschuh hinwarf, den Niemand aufhebt. — Nichts konnte mich länger in Frauenburg und in seinem Dom fesseln. Erhaben über den Ausdruck der Ver-

wunderung, über zudringliche Überredungen, die ich von vielen Seiten her ertragen mußte, eilte ich zu meiner Vaterstadt so schnell, als es die Pferde vermochten. Es brannte mich, nachzulesen, was ich vor langen Jahren mir in Siena aufgezeichnet hatte, wo ich willfähriger mein Ohr einem wohlunterrichteten Kunstfreunde lieh. Dem Andenken schöner Tage beschloß ich einige Blätter zu widmen.

---

Im Maimonat 1527 wurde durch beunruhigende Nachrichten, von denen eine schrecklicher als die andere war, der Friede, der Siena so lange beglückt hatte, auf arge Weise gestört. Wie viel die Stadt auch in der Vorzeit gelitten, es bot sich kein Vergleich mit Dem, was ihr jetzt drohte. Von Rom her trieb der Wind die Wetterwolken, die die Grundfeste des Freistaates zu zerschmettern heranzogen. Rom war von den Deutschen und Spaniern erobert. Es

wiederholte sich, was Gothen und Vandalen gethan, oder wurde noch überboten. Der Tod des Connetable von Bourbon, den eine glückliche Kugel getroffen, gab den Vorwand, unter dem Namen eines Racheamts zu einem gräßlichen Blutbade, einer empörenden Plünderung, einer gewissenlosen Brandschatzung. Nicht die Klostergeistlichen waren in ihren stillen Wohnungen, nicht die Kranken in den Spitälern vor der Wuth gesichert. Das Gerücht, daß die gefährlichen Bürger, dafür galten alle reiche, sich da verborgen hätten, wo unter dem Schilde der Religion der Friede wehte, war genugsamer Grund, Unglückliche hier aus den Betten, dort aus den Zellen zu reißen. Papst Clemens saß in der Engelsburg gefangen, kein Cardinalshut, keine Bischofsmütze war weit und breit zu sehen, es wäre denn, daß die Kriegsknechte, nicht zufrieden ihre wilde Lust in den Nonnenklöstern gestillt zu haben, zum Hohn der Religion in Cardinalsgewändern auf Maul-

thieren umhertrabten. Die Bullen und Privilegien aus frühen und späten Jahrhunderten wurden auf den Straßen in den Koth getreten, die heiligsten Reliquien aus den Gruftkirchen hervorgezogen und an das Licht des gottlosesten Unglaubens gebracht. Es verlautete, daß der heilige Vater nach Spanien entführt werden, daß Rom zum weltlichen Staat herabgewürdigt werden sollte. Florenz, von Schrecken übernommen, hatte sich für die Spanier erklärt, um nicht ein gleiches Schicksal mit Rom zu erleiden. Was sollte Siena thun, das nach wie vor sein Heil und Wohl auf den Felsen Petri stützte? Noch baute es auf göttlichen Schutz und sah aus dem Abgrunde den alten Sitz der Christenheit sich wieder erheben. Wer von den Spaniern den Fortbesitz seiner bürgerlichen Freiheit erwartete, mußte der nicht zittern, bald durch den Bannstrahl zugleich die bürgerliche und geistige Freiheit einzubüßen? Kann ein Körper ohne Seele leben, kann hie-

nieden eine Seele ohne Körper bestehen, und hängt nicht so bürgerliche und geistige Freiheit unzertrennlich zusammen? — Eilboten gingen geschäftig täglich hin und her, täglich sah man die Neun, unter ihnen den Gonfaloniere — bedeutsam konnte sein Purpurmantel die schwarze Kleidung nicht überdecken — die Treppen des Rathhauses unruhig und bedenklich zur Berathung hinansteigen.

Wenn ein Theil der Bürgerschaft die höchste Verzagtheit zu erkennen gab, so erschien der andere wohlgemuth. Hier sah der Leichtsinn erwartungsvoll der neuen Gestaltung der Dinge entgegen, dort hielt ungläubiger Trotz alle Furcht von sich fern, dort endlich scheute sich die Tugend, die Trübsale als etwas Anderes als heilsame Prüfungen anzusehen. Hier hieß es, daß der Krieg Italiens Freistaaten groß gezogen, dort, daß die Flüchtlinge, die in Scharen nach Siena wallfahrteten, unsinnige Dinge berichteten, nur um das Mitleid für sich rege zu machen,

dort endlich, daß die Apostelfürsten zur Zeit gegen den neuen Attila ihre Schwerter wenden würden.

Auf dem Rathsherrnplatze wurde Markt gehalten, ein Gewühl von Käufern und Verkäufern wogte hin und her, als ein Mann, mühsam sich fortschleppend, in Bettlerlumpen eingemummt, dahin kam. Nicht Alter war Ursache seines langsamen Ganges, und der Anzug stimmte wenig mit den edeln Zügen überein, die, wenn auch trüb und wehmuthsvoll, keineswegs bettlerhaft waren. Er begab sich zu dem offenen Bogengang des Rathhauses, wo er geschützt vor der brennenden Sonne war, und hier sank er zusammen, indem er vernehmlich vor sich hin sprach: „Bis hieher kam ich zu Euch, jetzt kommt Ihr zu mir!" Schwer athmete er vor Ermüdung auf, aber dennoch schweifte sein Blick ohne Rast umher, als wenn er in der wechselnden Menge einen Bekannten suchte, aber nicht fand, denn von Zeit zu Zeit war

es, als wenn er, in seinen Vermuthungen getäuscht, mit dem Kopf schüttelnd, sich eines Bessern oder Schlimmern belehrte. Zwei Knaben, offenbar Brüder, liefen in seiner Nähe in der Halle hin und her. Der jüngere wollte den ältern greifen, aber dieser drehte sich gewandt bald um den einen, bald um den andern Pfeiler und neckte den Verfolger, wenn er, nach ihm haschend, stets statt seiner die kalten Steine faßte; immer einen Vorsprung abgewinnend, lief jener eine Strecke weiter und wiederholte dann dasselbe Spiel. Der Kleine, der seiner Behendigkeit nicht gewachsen war, hatte ein glühend rothes Gesicht, ließ aber dennoch nicht in seinem Eifer nach. Den Fremden, wenn er mit Vergnügen auch anfangs Beobachter war, dauerte des kleinen Knaben, und da der ältere vorüberschlüpfen wollte, hielt er den Stock vor und lieferte ihn so in die Hände seines ungleichen Gegners. Dieser lachte seines Sieges, und auch jenen verdroß nicht die

unbefugte Einmischung. Während dessen stolzirte Einer vorbei, der, so viel Verschiedenes sich auf dem Markt zeigte, durch seinen gelben Mantel mit dem reichen Besatz schwarzer Schnüre, durch eine Tracht, die, da sie der Aufwand verlangte, der Geschmack gut hieß, allgemein auffallen mußte. Wechselseitig, so schien es, erregte der Fremde seine und er des Fremden Aufmerksamkeit. „Ihr seid wol auch so ein Stück römische Ruine?" fragte der geputzte Herr. „Von Rom abgerissen," entgegnete der Andere, „bin ich eine Ruine." Doch der hörte nicht auf die Antwort, sondern verstohlen die beiden Knaben von hinten ergreifend, küßte er sie nach Herzenslust. Die Knaben waren wirklich wunderlieblich. In dem Augenblick lief wie unvernünftig eine noch junge Frau hinzu. Die gekrauste Stirnhaut schien das Auge verfinstern zu wollen, aus dem aber um so greller Wuth und Feuer blitzte. „Ihr Unverschämter," brach sie los, „was habt Ihr mit den Kindern zu

schaffen, mit den Kindern ehrlicher Ältern? Es sind meine, seht mich nur an!" Der Fremde fuhr erschrocken zurück, aber um sie nicht noch mehr zum Zorn zu reizen, schwieg er still. Sie, noch immer in heftigster Erregung, setzte ihren Korb nieder und riß die Knaben zu dem Brunnen mit der bilderreichen Marmoreinfassung, tauchte die Ecke der Schürze ein und wusch ihnen, trotz allem Widerstreben, Mund und Backe, dann kehrte sie selber abgekühlt zu der Halle zurück. „Liebe Frau," hub jetzt der Fremde an, „was seid Ihr so böse? Ich habe Eure Kinder nicht befleckt." „Ihr? Wer kann Euch meinen?" verantwortete sie sich. „Nicht Ihr, aber er, der wie ein Dieb jetzt abzieht. Wenn er küssen will, so mag er sein Weib und seine Tochter küssen, die er in Noth und Elend schmachten läßt." Ob er sie auch nicht verstand, so fühlte sich der Fremde beruhigt, der die Schmährede auf sich und seinen garstigen Rock bezogen hatte. Er erkannte, daß wirklich

jener gemeint sei, der lächelnd fortschlich. Es war ein Lächeln, das aber nur eine Beschämung verdecken sollte. Der Frau war das Misverständniß leid und sie drückte jetzt in ihren Mienen so viel Gutes aus, daß man des Bösen darüber vergessen mußte. „Ihr seid wol arm," sagte sie, und reichte ihm ein Almosen dar, den sie wider Willen gekränkt. „Wenn Ihr mir etwas geben wollt," erwiderte dieser, „so reicht mir etwas von den Eßwaaren aus Eurem Korbe, denn nach dem langen Wege bedarf ich der Erquickung, Geld nehme ich nicht." Die neue Beschämung, wie sie konnte, verhehlend, reichte sie ihm sogleich Alles dar, was sie hatte, und freute sich mit ihren Kindern, daß es dem Fremden so gut schmeckte. „Woher kommt Ihr denn?" fragte einer der Knaben. „Aus Rom," war die Antwort. „Aus Rom?" fragte Mutter und Sohn. „Kennt Ihr den Baumeister Balthasar Peruzzi, den ersten Künstler daselbst? Wie geht es ihm, wenn er

noch lebt? Mag er unſern Brief erhalten haben?" Mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings ſprang da der Fremde innig gerührt vom Boden auf. „So ſeid Ihr," rief er, „wirklich zu mir hieher gekommen. Frau Virginia, Ihr ſeid meine geliebte Schwiegertochter, Simon und Claudius, kommt, euern Großvater dürft ihr dreiſt küſſen, denn ich bin es, den ihr zu euch eingeladen. Laßt mich euch nicht böſe ſehen, wenn ich nicht im hochzeitlichen Kleide erſcheine. Meine Ahnung trog mich nicht, habe ich auch ſtatt des Sohnes, den ich hier zu erſpähen hoffte, euch gefunden. Ich bin wieder wohl auf und geſund, iſt er es auch?"

Funfzehn Jahre waren es, daß Balthaſar Peruzzi ſeine Heimat nicht geſehen hatte. Als er von dannen zog, hinterließ er Zeichnungen, nach denen die Befeſtigungswerke Sienas neu eingerichtet wurden. Jetzt ſollte er mit eigenen Augen ſehen, wie ſeine Kunſt zu Schanden würde, denn der Damm, der Ströme zu be-

zähmen Stand hält, öffnet sich unweigerlich, wenn das Weltmeer anstürmt. Die überwallende Freude überhauchte das Antlitz des Heimgekehrten augenblicklich mit Jugendfrische, doch hatte Schmerz über trostlose Entbehrungen, Gram über fehlgeschlagene Aussichten zu tief in seine Züge eingeschnitten, als daß sie sich nicht wieder bald in die gewohnten Falten zurücklegen sollten. Sein Gesicht war älter als er, der bei Siena das Licht der Welt erblickte. Früh vom Drange zum Höchsten erfüllt, mußte er sich in den Werkstuben der Goldschmiede und Maler herumstoßen, arbeiten, wo es Erwerb gab, denn ihm lag ob, eine Mutter und eine Schwester zu ernähren. Der Bildhauer findet Thon überall zu seinen Schöpfungen, ein Stück von der Schiefertafel abgeschlagen, und der Maler hat den Griffel, um seine Ideen zu entfalten, der Baukünstler aber bedarf des Schutzes der Großen, ihr Reichthum ist es, auf dem seine Werke sich erheben. Was ist eine Zeich-

nung, ein Modell, wenn sie sich nicht durch die Ausführung erprüfen? Es sind die Noten eines tauben Musikers. In Rom waren ihm nach langem mühevollen Streben die Mittel geworden zur Befriedigung seines weit umfassenden Geistes. Fern von der Sorge, Schätze zu häufen (denn bei seinem mäßigen und bescheidenen Sinn erschien ihm solches als übrig und fremdartig), häufte er Steine, als gelte es, ein Denkmal der Ewigkeit zu stiften. Wer so lange in Rom gelebt, dem schwindet die Heimat im Duft der Jugendträume, und in frommer Scheu fürchtet er sie in der Wirklichkeit zu suchen, um nicht ein liebes Bild sich zu zerstören. Jetzt mußte er sie suchen und in welchem Aufzuge! Als er seine Schwiegertochter, seine Großkinder jetzt das erste Mal umarmte, hielt ihn schon von voller freudiger Hingebung mistrauische Anwandlung zurück. Können und dürfen sie sich meiner Ankunft freuen? Dem Sohne falle ich zur Last und beraube die Kinder, die mich beer-

ben mußten. Gedemüthigter Stolz beugte ihn tief. Er vergaß, was er an dem Sohne hatte, er vergaß, wie die Sieneſen für ihre Künſtler ſchwärmten, wenn ſie in Rom geweſen und ſich dort einen Namen erworben hatten.

Wenn dem gelehrten Saluſt Peruzzi die Freude, ſeinen Vater zu ſehen und zu umfangen, etwas einſchränken konnte, ſo war es nur die peinigende Ängſtlichkeit deſſelben. Ob er auch als Lehrer an der Sapienza angeſtellt, den ganzen Tag in den Hörſälen ſich umherthat, um hier Philoſophie, dort Medicin und dort Mathematik vorzutragen, bedeckt von Kreide, die in ſeiner Hand ſtäubend an der ſchwarzen Tafel umherwirbelte, ob er auch in der feierlichen Rede, wie Greiſe, die den Calvarienberg hinanklimmen, bei jedem Schritt zuhuſtete, der ihn näher zu dem Quod erat demonstrandum bringen ſollte, ſo hatte er dennoch Zeit und Athem genug, um ſolchem Gaſt zu Dienſte zu ſtehen. Und hätte die Liebe es zugelaſſen, die

ihm geschenkten Stunden für verloren zu halten, so mußte das lehrreiche Gespräch sie sogar als Gewinn bezeichnen. Salust hatte ein anständiges Einkommen, wenn es ihm auch noch nicht gelungen war, unedles Metall in edles zu verwandeln, so anhaltend er auch im Laboratorium unter Kohlenwolken und Ätnaglut, unter Kolben und Retorten mit geheimnißvollem Ernst den Stein der Weisen zu ergründen strebte. In Salust's Hause befanden sich alle Freunde wohl, die es gern aufsuchten — und der Vater sollte nicht gern gesehen sein? Freilich wandelte die Eintretenden ein unheimliches Gefühl an, da der Leichenduft, der von unten her sich heraufzog, sich nicht wie der Keller abschließen ließ, wo mit auserwählten Schülern, gewöhnlich in verschwiegener Nacht, der eifrige Anatom die höchste Thätigkeit entwickelte. Oft wurde die Hausbewohnerschaft erschreckt durch das Tappen der Geister treppauf, treppab, da den Todten im Grabe keine Ruhe vergönnt

war, über die die Wißbegierigen, wie die Heiden über Heilige, mit Messern und Sägen herfielen.

Der kleine Simon rief den Vater aus der Sapienza. Seine Freude theilte sich den Zuhörern mit, die wohlgemuth die Bücher zuschlugen, da jener von dannen eilte. Wer ihm begegnete, der mußte hören, daß Balthasar Peruzzi nach Siena gekommen sei. Die Theilnahme Aller war lebhaft und aufrichtig. Balthasar Peruzzi, der Maler und Baumeister, ging es von Mund zu Munde, ist heimgekehrt, der mit Ruhm und Glanz einem Leo X., einem Clemens VII., diesen Kunst pflegenden Mediceern, gedient, der Alle übertroffen, wie Viele auch vor ihm Rom durch Tempel und Paläste verherrlicht haben, der zum Vitruv den untrüglichen Schlüssel gefunden hat, um vergrabene Schätze glücklich zu Tage zu fördern. — Die Kunst, die in Siena früher als irgendwo im Abendlande erblühte, erhob fortan das Herz

seiner Bewohner. Allein die Zeit war nicht mehr, da die Kunst sich in Vaterlandsliebe ganz auflöste, da dem Künstler nur gelang, was er in der Heimat für sie gefertigt hatte, da den Leuten nur gefiel, was von ihren Landsleuten in frommer Väter Weise dargestellt war. Als in der Bücherei des Doms die Thaten Pius II. gemalt werden sollten, wurden vom Meister Peter aus Perugia zwei Schüler herberufen, Bernhardinus Pinturicchio und Rafael Sanzio, ob es gleich nicht an sieneſischen Künstlern fehlte. Seitdem waren 13 Jahre verflossen. Jetzt war es nicht Perugia, sondern Rom, von woher man für das Heil der Kunst die Apostel erwartete. Wer in Rom gearbeitet, der konnte, so lange ihm noch das Fremde die Farbe der Ungewöhnlichkeit lieh, in Siena sicher auf Bestellungen rechnen, wer in Rom sich Ruhm erworben, den erwartete in Siena ein Triumphgepränge. Die heimischen Künstler fühlten es schmerzlich und hofften auf bessere Zeiten, bis

Muthlosigkeit sie gleichgültig machte. Leicht ermattet die Kunst und läßt die Flügel sinken, wenn anstatt des Eifers der Begeisterung ihr das Gefühl der Duldung entgegentritt. Wen kann es Wunder nehmen, wenn ein geistreicher Maler, von dem wiederholt die Rede sein wird, Bahren und Processionsfahnen mit derselben Liebe malte als Altarblätter, wenn er einem Geistlichen, der ihm Flüchtigkeit der Arbeit zum Vorwurf machte, ohne sich zu schämen, sagte: „Der Pinsel springt, wie das Silber klingt;" wenn er ohne weiteres auf die Mauer mit Kohlen die erste Zeichnung hinwarf, um sich die Cartons zu ersparen, denn der Preis reichte kaum hin, um die Lehrlinge und Farbenreiber zu bezahlen.

Wie auch Salust eilte, so hatten Freunde und Verehrer in immer steigender Zahl den berühmten Künstler früher gefunden. Man drängte sich zum Kuß und Handdruck, als wenn er als Friedensbote von Rom gekommen wäre. Der

ganze Markt war in freudiger Aufregung. Man zerrte ihn hin und her, und Jeder wollte, daß er bei ihm seine Wohnung aufschlage, mindestens Erfrischungen einnehme. Wer mit ihm von ähnlichem Wuchs war, drang ihm seine Sonntagskleider auf. Der Kleinmuth Balthasar's sah sich beschämt, der Kleinmuth der von Furcht und Angst getriebenen Bürger war wie vergessen und verschwunden. Sie blickten kühner dem hereinbrechenden Elend entgegen, denn ein Mann befand sich jetzt unter ihnen, der, wenn einer, unzerbrechliche Schutzwehren anzulegen verstand. Ein Theil der Bürgerschaft, der es sich nicht gestehen wollte, daß Sienas Glanz einen Abbruch erleiden könnte, frohlockte in Balthasar eine neue Stütze des alten Ruhmes gewonnen zu haben. Die Brüderschaft der h. Katharina rief mit Entzücken: nun ist Einer da, der die viel besprochene Kapelle uns errichten wird. So lange fehlte es uns an rechten Baumeistern, jetzt haben wir ihn, den kein Ta-

del erreicht. Diejenigen, die sorglos in den Tag hineinlebten und über der Zukunft nicht den Augenblick aufgeben mochten, namentlich diejenigen, die zur Akademie der Rüpel oder der Dümmlinge (dies mag die Übersetzung für rozzi und intronati sein) gehörten, brachen in lauten Jubel aus. Balthasar war derjenige, der die bewunderungswürdigen Perspektiven für Theatervorstellungen am päpstlichen Hofe gemalt und angeordnet hatte, und sie zweifelten nicht, daß er auch ihnen bei ihren aufzuführenden Komödien behülflich sein würde. Ganz anders, als es der Meister gedacht, gestaltete sich so Alles. Er war als Bettler gekommen, um wie ein Adeliger in Staatskleidern zu prangen, unthätig glaubte er vom fremden Brote zehren zu müssen, und jetzt boten Alle, wie verschieden sie auch dachten, ihm wetteifernd die Hand dar, sich Dank und Verdienst zu erwerben.

Während er wie im Triumphzuge nach Hause geführt wurde, mußte er wol zehnmal

erzählen, welche Mühseligkeiten er erfahren. Bei der Eroberung und Plünderung Roms war keine Gegend mehr der Gewalt der feindlichen Horden ausgesetzt als die, wo die Peterskirche steht. Indeß die Furcht sich schon beim Abfeuern der ersten Stücke verkroch, ließ Peruzzi, dort mit dem Baue beschäftigt, sich nicht in der Arbeit stören, wenn hie und da auch eine verwegene Kugel ihm vorbeipfiff. Vom größten Theil der Leute verlassen, waltete er mit den treu Verbliebenen thätig umher. Seine Furchtlosigkeit flößte den Feinden eine gewisse Scheu ein, denn lange blieb seine Person durchaus unangefochten. Da verbreitete sich das Gerücht, daß er ein verkleideter reicher Prälat sei, und sein würdevoll gehaltenes Wesen widersprach dem nicht. Die Räuber foderten von ihm 2000 Goldscudi, und da er ihnen seine Armuth begreiflich machen wollte, banden, stießen und mishandelten sie ihn und ließen ihn auf einmal alles Elend zugleich empfinden. Ihres Irrthums

inne werdend, gaben sie ihn keineswegs frei, sondern schleppten ihn in die sixtinische Kapelle, wo die Leiche des Anführers der Mordbrenner, des Connetable von Bourbon, eingewickelt in Altardecken lag. Das Gesicht hatte der Tod nicht verändert, da der Schuß durch den Leib gegangen war. Peruzzi sollte ihn zeichnen. Die auffallenden Züge machten den Künstler nicht verlegen, aber wol der Anblick der wilden Kriegsknechte, die mit Hakenbüchsen den entseelten Feldherrn bewachten. Triffst du nicht, so treffen wir, schien ihm jeder ihrer Blicke zu sagen. Die Zeichnung gelang und Peruzzi konnte fürbaß ziehen. Jetzt entschloß er sich zur Flucht nach Siena und wanderte Tag und Nacht. Aber ehe er die Grenze des römischen Bodens erreicht hatte, bemächtigte sich seiner ein raubgieriger Nachzüglertrupp und plünderte ihn bis aufs Hemde aus. Mitleidige Landleute schenkten ihm die Bettlerlumpen, und jetzt erst konnte er

ſicher unter Entbehrungen aller Art die Reiſe fortſetzen.

---

Zu der Brüderſchaft der h. Katharina gehörte Jacob Pacchiarotto. Er war einer der älteſten der gegenwärtigen Maler, aber eine jugendliche Bewegtheit, ein ſtets aufbrauſender Eifer ließ ihn nicht alt werden. Die Brüderſchaft beſtand meiſt aus Handwerkern. Pacchiarotto ließ ſich in ſie aufnehmen, da er in der h. Katharina eine Verwandte verehrte, bei deren Namen ihn Stolz und Troſt erfüllte. Im Jahre 1330 war es, als ſie lebend und todt Wunder wirkend, als 33jährige Jungfrau ihr irdiſches Auge ſchloß. Das Haus, in dem ſie es dem Lichte öffnete, als die Tochter eines armen Färbers Benincaſa, ſollte eine Kapelle werden. Man zeigte hier das Stübchen, wo das fromme Mädchen über Beten und Bußübung acht Jahre vergaß Speiſe einzunehmen,

wo sie auf dem unbedeckten Boden schlief — die kalte Erde war ihr Pfühl und ein Stein ihr Kissen — wo der Heiland, der ihr als seiner heiligsten Braut den Ring auf den Finger steckte, durch das Fenster zu ihr kam, um sie durch geistige Nahrung zu erfrischen. Nur eine heilige Schuld der Welt ward abgetragen, indem Pius II. sie heilig sprach und ihr zu Ehren sich die Dominikanerkirche erhob. Aber die Stätte, wo sie die Jugendtage nicht in weltlichem Leichtsinn, sondern in ernster Frömmigkeit verlebt, war verfallen, darum nicht verlassen, denn, mochte das Häuslein den Einsturz drohen, Viele besuchten täglich seine Schwellen zu andächtigem Gebet. Mehr als allen Mitgliedern der Brüderschaft war jenem Maler der Bau, zu dem seit langen Jahren schon gesammelt war, Gegenstand der dringendsten Erwägung. Mit fanatischem Eifer sprach er in jeder Versammlung, wie es jetzt durchaus an der Zeit sei. Und dennoch war allein Pacchiarotto

Schuld, daß es noch immer zu keinem Anfange kam, obgleich die Bauhütte bereits aufgeschlagen und Steine und Holz in Masse herbeigeschafft waren. Da er nämlich der einzige Künstler in der Brüderschaft war, so hatte er die erste Stimme und durch Einwendungen gegen jeden Bauplan, der ihm vorgelegt ward, verzögerte er die Sache auf ungebührliche Weise. „Eine Kirche wollen wir haben und keinen Tempel!" so fertigte er die Baumeister ab, wenn dieser eine Säulenstellung vorschlug oder gar im Gebälk Stierschädel und Opferschalen anbringen wollte, wenn jener zur Bekrönung des Portals eine Attika angab. Und wenn sie fragten, wie sollen wir bauen, so verwies er sie auf den Dom und wollte es niemals Wort haben, daß derselbe nichts Anderes als ein Fehler gegen das Grundgesetz der Schönheit, gegen die Einheit, daß hier willkürlich die verschiedensten Formen, das Dreieck und das Quadrat, die Säule und der Bogen, grell wie das Schwarz

und Weiß seiner Marmorbekleidung, nebeneinander gestellt sei. Ihr wollt die h. Katharina als eine Sieneserin verherrlichen und erhebt die ungeweihten Hände gegen die Vorfahren. Gut ist es, daß derzeit in Rom das Unterste nach oben gekehrt wird, denn das Unterste, das Verachtete, ist das Gute. Rom in seiner heidnischen Pracht soll uns Vorbild sein, wo man den Laokoon mehr als die Märtyrer, die Venus mehr als unsere liebe Frau verehrt? Wo man in Götzentempeln betet und von Götzenbildern die Modelle zu den Altarblättern borgt? Seid Christen, seid Sienesen, und verderbt nicht durch die Aria cattiva unsern noch immer reinen Himmel." Keiner war zu finden, der sich seinem fest eingerosteten Eigensinn hätte fügen mögen. Gebaut wurde nicht, aber er zweifelte nicht am glücklichen Erfolge und zeichnete fleißig an den Cartons zu Wandgemälden, die die Kapelle zieren sollten. Wiewol er darbte, wandte er einer Arbeit alle Liebe zu, die er

fern von allem Eigennutz allein um der guten Sache willen auszuführen trachtete.

Von der Staffelei blickte er oft zu einem Bilde über der Thüre. Es war ein Familienerbstück und stellte die h. Katharina dar, ein schlecht gemalter abgehärmter Nonnenkopf mit eingefallenen Augen und Backen. Katharinens Großmutter mochte so ausgesehen haben. Glänzend war an dem Bildniß nur der bunt gestempelte Goldschein, blühend nur der Blumenkranz, der alle Woche mehrmals erneuert wurde. Voll unerschütterlichen Glaubens an die Gnadenkraft der Heiligen, rief er bei jedem widerwärtigen Vorfall: „Die h. Katharina wird helfen!" und gewann Kraft, jedes Leiden zu tragen. „Die h. Katharina wird es mir vergelten!" Mit diesem Wort suchte er seine Frau zu besänftigen, wenn diese weinend Geld zu Brot verlangte und ihn mit Vorwürfen überschüttete, daß er für die Heiligen arbeite und die Seinigen hungern lasse. „Gewiß ist es,"

ließ sie sich vernehmen, „daß kein Menschenkind das kauft, was du den Heiligen schenkst, aber warum malst du es nicht, wie es die Leute wollen, um anständig leben zu können? Was soll der Trotz, mit dem du den Vornehmen begegnest, was ist besser, von ihnen wohl Erworbenes zu fodern oder einst von ihrer Gnade zu betteln? Mit jedem Jahr kommen wir mehr zurück und du nimmst dir Zeit bei deinen Bildern, als wenn wir von der h. Katharina das Fasten gelernt hätten.“ Das kleine Männchen, dessen krähende Stimme sonst durchdrang und herrschte, gab jetzt still das Letzte aus der Tasche hin, setzte demüthig den Carton zur Seite und griff zum Pinsel, um ein mühsam ausgeführtes Altarblatt zu vollenden. Er wußte wohl, daß bellende Magen am schwersten zu beschwichtigen sind. Vorher aber warf er einen Blick zum Bilde über der Thüre. „Die h. Katharina,“ sagte er, „wird helfen und, wie sich auch der Starrsinn auflehnt, mich endlich zu

Menschen führen, die mich verstehen." Er fing zu malen an, er blickte zu seiner Schöpfung, es war eine Himmelfahrt Christi für die Franziskuskirche, und seine Züge, in die für gewöhnlich verbissener Ärger sich einzeichnete, verklärten sich während der Arbeit zum wohlgefälligen Lächeln. Hier freute er sich, das Rechte getroffen, dort erkannt zu haben, was den Figuren noch fehle. Daß das Bild nur aus Mitleid für ihn bestellt war, ahnete er nicht. Jede Spur von Unmuth war verschwunden. Er vergaß es, daß das Altfränkische seiner Bilder allgemein misfiel, er vergaß es, daß er großentheils den Lohn seines Werkes dahinhatte und vor der Ablieferung das zu Fodernde bereits verzehrt war. Stolz warf er sich in die Brust und dachte, wie Brutus der Letzte der Weltherrschaft war, so bin ich der Letzte auf dem Schauplatz der Kunst. Peter von Perugia starb vor vier Jahren und erlebte die Schmach, daß seine Schüler, betäubt von der

römischen Hofluft, den verführerischen Beifall der Welt vorzogen dem Dankgefühl der Andacht. Während er so zurückgebeugt sein Meisterwerk betrachtete, den spitzen Kinnbart schmunzelnd hin und herziehend, den alterthümlichen Rock an der Stuhllehne noch mehr abschabend, merkte er nicht, daß Jemand ihn belauschte. Der junge Mann mit dem phantastisch umgeworfenen Mantel, dem die ärgerliche Begrüßung auf dem Rathsherrnplatz geworden, weilte an dem offenen Fenster der Werkstatt und bog sich so weit als er konnte vor, um das Altarblatt zu beschauen. „Ohm Jacob," hub er an, „Ihr seid weiter mit dem Bilde als ich. Gut, daß Ihr endlich müde geworden seid, unsere liebe Frau auf dem Wunderstuhl zu malen und darum die Heiligen, die mit lang gezogenen Gesichtern sich herzlich bei dem Spiel langweilen. Hier ist doch einmal etwas von Bewegung." „Wie," entgegnete Jener, „Ihr seid es, Sodoma, närrischer Kauz (solche Namen

mußte er sich gefallen lassen), dem das Heilige zu gefallen anfängt? Wie ist Euch zu Muth bei den Dingen in Rom? Fürchtet Ihr nicht, daß die höllischen Flammen Euern gelben Mantel röthen werden? Geht in Euch, kehrt um zu Euerm verlassenen Weib, kehrt um zu der verlassenen Kunst." Johann Anton Razzi hatte Pacchiarotto's Muhme geheirathet, um sie nach einem Jahre zu verleugnen. Froh der wiedergewonnenen, unverkümmerten Freiheit, hörte er mit verwunderlichen Mienen der Rede zu. Der linde Wasserguß der Ermahnung wurde in das Feuer seiner Lüderlichkeit verschüttet, nur um es noch mehr zu entfachen. Um seine Vergnügungslust zu befriedigen, seinen launenhaften Possen ungestört nachhängen zu können, brauchte er viel Geld und viel Zeit. Man sah, daß, ob er in eilfertiger Gewissenlosigkeit auch schlecht malen wollte, er es doch nicht konnte und hierin, wie sonst überall, hielt er dem alten Meister das Widerspiel. Wenig fehlte, daß er laut

auflachte. Pacchiarotto, der durch bittere Erfahrungen dermaßen herabgestimmt war, daß jeder Lobspruch, auch selbst aus dem Munde des Feindes, ihn hoch erfreute, wollte sein günstiges Urtheil vollständig vernehmen und begann daher wieder: „Sodoma, ich weiß, Euch gefällt nicht das zugespitzte Zirkelfeld, in dem der Heiland stehend von Engeln emporgetragen wird, Euch gefällt nicht die Landschaft mit den zierlichen Bäumchen, aber den Ausdruck der Figuren dürftet Ihr gelungen nennen. Nicht wahr — das Altarblatt ist des alt sieneſischen Ruhmes würdig?" „Freilich," erwiderte Sodoma, „hier, wie überall, erkennt man, daß Ihr an die Familienheilige denkt, deren Bild Euch begeistert. Seht nur, der Heiland hat sich, als er durch das Fenster der h. Katharina stieg, den linken Fuß ausgerenkt. Das thut dem h. Petrus, vorn in der Zahl der Apostel herzlich leid. Den Arm hebt er zu ihm auf und sagt mit den Schlüsseln klappernd: „Herr und

Meister, warum rieft Ihr mir nicht, ich hätte aufgeschlossen.“ Pacchiarotto sprang wüthend auf und würde die Palette dem Lästerer an den Kopf geschleudert haben, wenn nicht plötzlich zwei Mitglieder der Brüderschaft eingetreten wären, der Färber Baccio und der Plattenschläger Rossi. Sie erzählten ihm, daß der erste aller Baumeister, Balthasar Peruzzi, aus Rom gekommen sei und sich nicht abgeneigt erklärt habe, die Kapelle der h. Katharina zu bauen. „Also Peruzzi war der bettelhafte Flüchtling, den ich nie erkannt haben würde,“ murrte Sodoma. „Seht zu, Ohm Jacob, wie Ihr Euch mit ihm stellt. Auch er ist nicht einer von der alten Weise.“ Pacchiarotto, wie gern er auch die Auffoderung annahm, nach der Baustelle zu gehen und dort mit dem Baumeister sich zu besprechen, wie bereit er auch war, sogleich aufzustehen und die Pinsel auszuwaschen, so flößte Sodoma's wohlbegründete Mahnung ihm mancherlei Besorgniß ein.

Balthasar Peruzzi hatte sich kaum wohnlich eingerichtet, kaum hatte er die seltene Handschrift des Vitruv durchblättert, die er aus der Bibliothek der Sapienza erhalten, als er mitten unter den Liebesbezeigungen von Jung und Alt, geherzt von der aufmerksamen Schwiegertochter und den neckischen Großkindern, mit hingebender Ehrfurcht gehegt vom treuen Sohne, plötzlich aufbrach, um das neue Feld seines thätigen Wirkens zu besichtigen. Ihm war es leid, all die Liebe und Freundlichkeit nicht mit dem lebhaften Gefühl aufnehmen zu können, als sie ihm geboten wurde. Es quälte ihn, theilnahmlos zu scheinen, obgleich er wahrlich nicht kalt war. Nur wenn es galt, die rohen Massen zu bewältigen, durch den Zauber der Harmonie die Steine, wie durch Amphion's Saitenspiel, zum Leben zu wecken, dann riß ihn bei dem Gelingen jubelnde Freudigkeit hin. Er umarmte dann, wer Zeuge seines Sieges war. Nur in dem Schaffen lag für ihn das

Genießen und alles Schaffen fand für ihn in der Kunst sein einzig würdiges Ziel. „Es ist gut," wiederholte er oft, „es ist gut, Salust, daß du kein Künstler geworden bist, denn die Kunst des Mediciners gilt sowol im Frieden, als auch im Kriege, und hier noch mehr." Und dennoch, als der Sohn, der ihn eine Strecke begleitend in der Gegend der Sapienza sich von ihm trennte, sah er ihm mit mitleidigem Blicke nach. „Armer," dachte er bei sich, „du schulmeisterst und streust den Samen in das Blau der ungewissen Ferne, den der Wind zu leicht entführt. Warum kannst du nicht auf schon bewährtem Grunde dir Früchte erziehen, die nicht fallen, wenn sie reif sind." Balthasar's Führer, die ihn ehrerbietig von Hause abgeholt hatten, waren der Hutmacher Carocani und die Gebrüder Angelo und Anton, zwei Färber. Vor der Dominikanerkirche zeigten sie ihm die Bauhütte, in der schon Viele der Ankunft des Künstlers entgegensahen. Sie traten ein. Holz

und Werkstücke lagen umher, Viele wollten Hand anlegen, aber der Eigenwille Pacchiarotto's war ein Stein des Anstoßes, der ihnen den Weg versperrte. Todt und stille wäre es gewesen, wenn nicht in einem Abschlage der Bauhütte ein Marmorblock unter den Hammerschlägen eines Bildhauers gedröhnt hätte. Balthasar trat ein und erblickte seinen jugendlichen Freund und Schützling Michelangelo. Er war ein Slavonier von Geburt, nannte sich aber Michelangelo von Siena, da er in Rom unter des Baumeisters Anleitung an dem Marmorgrab des Papstes Hadrian arbeitete. Pacchiarotto nannte ihn auch hier stets Michelangelo von Siena, da er nichts gemein haben sollte mit seinem großen Namensvetter, der, wie Jener wollte, das Ansehen der Kirchenkunst untergraben habe. Des unerwarteten Wiedersehens konnte Michelangelo, der voll des Dankes dem Eintretenden mit ganzer Seele ergeben war, in diesem Raume nicht froh werden. Der Mar-

mor schob eine Scheidewand zwischen ihn und den Meister. Wie gern hätte er, unter die nicht kleine Zahl der Brüderschaftsgenossen sich mischend, entschlüpfen mögen! Balthasar sah das beinahe vollendete Standbild der h. Katharina und zog sich unruhig am Bart, knöpfte den Rock auf und zu. Er war still, aber Allen war sein Misfallen vernehmbar. Der Bildhauer starrte nieder und sein Gesicht war so roth als der Marmor weiß. Nach Augenblicken der tödtlichsten Verlegenheit brach Peruzzi das Schweigen: „Freund Michelangelo, Ihr arbeitet mit gleicher Mühe, aber nicht mit gleichem Geschick als in Rom, wo ich das kostbare Grabmal von Euch fertigen ließ. Könnte ich Euch wieder nach Rom rufen! Die h. Katharina starb in blühender Schönheit, und Ihr nehmt den Vortheil nicht wahr, die christliche Kunst, die so arm an jugendlichen Musterbildern ist, durch eines zu bereichern.“ Michelangelo zuckte die Achseln und überreichte ihm die Zeichnung,

nach der er arbeiten müsse. Carocani erklärte, daß sie Jacob Pacchiarotto geliefert habe. Seine Gegner, deren er mehr als Freunde hatte, brachen in Freude aus über das beglaubigte Urtheil, das sie in den Mienen des Kenners lasen, und sprachen, wie es ihnen um das Herz war. „Verfallen sieht die Heilige aus," sagte der Eine, „aber Pacchiarotto wird sie schon wieder jung, ihr nämlich rothe Backen machen." „Meiner Treu," fiel ein Anderer ein, „mein Nachbar scherzt nicht, wirklich soll sie bunt angestrichen werden." „Der Färber Baccio," rief ein Dritter, „will für die Färberstochter ein Übriges thun und das Bild umsonst in den Farbkessel tauchen. Schwarz hat er jetzt in der Zeit der Trauer vorräthig." „Vortrefflich," nahm der Erste wieder das Wort, „schwarz und weiß soll sie werden, denn wenn ihr Dominikanergewand nicht diese Farben verlangte, so ist doch schwarz und weiß der Dom, und an ihm soll die ganze sienesische Christenheit sich ein Beispiel nehmen."

Während dessen kam der Plattenschläger Rossi, der dem Maler vorgeeilt war, um diesem eine Freude zu bereiten. Aus der Tasche zog er eine vergoldete Messingscheibe, stieg auf einen Tritt und befestigte sie als Heiligenschein auf der Scheitel des Steinbildes. Als dies Peruzzi sah und vollends hörte, daß nach der Bestimmung die h. Katharina auf einem Kragstein am spitzigen Westgiebel der Kapelle angebracht werden sollte, da konnte er sich nicht halten, und in edlem Eifer hub er an: „Sieht es so noch in Siena aus? Gottlob, haben wir das Gothische heruntergeschluckt und die Ecken an den Thürmen und Thürmchen sind Widerhaken, bei allem Würgen kann es nicht wieder zum Vorschein kommen. Das Alte ist jetzt die Antike, das Neue die Natur, der der Künstler nachstrebt.“ Der Plattenschläger, der sich keinen Abendmahlskelch, keine Oblatenschale denken konnte, wenn nicht die gothische Krausköpfigkeit die Formen beherrschte, wandte bescheiden

ein, daß die frommen Kirchengänger namentlich in diesen Zeitläuften gern sehen möchten, wenn die Kapelle in gothischem Geschmack errichtet würde, da sie mehr als sonst dem Alten sich zuwendeten, um Trost und Kraft zu gewinnen. „Das Gothische und Deutsche," rief Carocani höhnisch, „werden sie vollauf bekommen, ohne es in der Kirche zu suchen. Laßt uns nicht auf die Gefahr, daß unser Andenken vernichtet werde, es dem Spott der Nachwelt preisgeben." „Aber," fiel Angelo mit schalkhaftem Lächeln ein, „wird sich nicht die Nachwelt, wenn ein anderes Gotteshaus errichtet werden soll, den Kopf zerbrechen, wie Pacchiarotto's alte Wandgemälde auf neue Mauern gekommen seien. Nicht wahr, Rossi, er hat recht, um nicht zu spät zu kommen, auch in der Baukunst zurückzudatiren." Kaum war so hin und hergesprochen, als der Genannte mit Baccio erschien. Mit Freundlichkeit trat er dem neuen Propheten entgegen, aber auch mit der Gemessenheit,

die nur zu klar durchblicken ließ, sich nichts vergeben zu wollen. Balthasar, wenn er sich gleich den kindisch schwachen Maler nicht so rührig (nicht war er ihm ehemals rühriger erschienen) gedacht hatte, fand keinen Beruf, ihn mehr als höflich zu begrüßen. Der kluge Baccio durchschaute sogleich, wie man es nicht habe fehlen lassen, den römischen gegen den sieneſischen Künstler einzunehmen. Er stellte in einfachen Worten den alten Pacchiarotto ihm als den Mann vor, dem die Brüderschaft zum höchsten Dank verpflichtet sei. Er sei es gewesen, von dem der Gedanke ausgegangen, die Stätte der h. Katharina durch eine Kapelle würdig zu bezeichnen. Er habe die Einwohner und insbesondere die Brüder vermocht, die Mittel dazu herbeizuschaffen. Von hehrer Begeisterung getrieben, habe er hier den Jüngling ermahnt, in seinem Vergnügen sich etwas abzubrechen, um der Heiligen ein Fest zu bereiten, dem Hausvater zugeredet, in die Lade zu greifen und

etwas von dem für die Familie Zurückgelegten zu opfern, um sie dem höhern Schutz anzuempfehlen. So lange sei sein Freund der einzige Künstler in ihrem Kreise gewesen, und man hätte seinem Willen sich zu fügen gehabt, jetzt preise sich die Brüderschaft (und Keiner nehme sich hier aus) glücklich, in Balthasar einen Beförderer des Unternehmens gewonnen zu haben. Es käme nur darauf an, daß zwei Meister, denen neben der Gottesfurcht die Kunst das Höchste sei, sich in ihren Meinungen vereinigten. Die Gesellschaft, durch die Worte wieder ernst und versöhnlich gestimmt, begab sich auf den Bauplatz. Mit jeder Minute schlossen sich mehr Neugierige an sie an und auch die, die in der h. Katharina Stüblein den Rosenkranz abbeteten, förderten sich, um zu hören, was zu Ehren des Ortes werde beschlossen werden. Balthasar besah sich das Stüblein, schritt dasselbe aus, sowie den ganzen Raum, der zum Bau bestimmt war. Er verschmähte den siebenfüßi-

gen Maßstab, mit dem sich das kleine Männchen bewaffnet hatte. Mit der Kreide an eine Fensterlade tretend, zeichnete er den Grundriß und erklärte, was er schrieb, folgendermaßen: „Vier Marmorsäulen erheben sich an der Westseite und zwar von korinthischer Ordnung, denn Vitruv hat recht, daß die dorische Säule sich für einen Herkules-, die ionische Säule für einen Junotempel passe, die korinthischen aber vorzugsweise jugendlich weiblichen Gottheiten zuzueignen seien. Die Zierde des niedrigen Giebelfeldes sei eine Lilie, die auf dem Gebetbuch steht. Die schmale Vorhalle zeige zwei Thüren. Dazwischen in einer Nische finde das Standbild einen bescheidenen Platz, wenn es angewandt werden soll. Die Thüre rechts führt in das Stüblein, das im Innern unverändert bleibt. Dem morschen Mauerwerk sollen feste Ziegelwände von außen Haltung geben. Das Fenster an der Umfassungsmauer ist der Form nach dem des tiburtinischen Sibyllentempels zu

entlehnen. Dem Fenster entspreche eines an der Nordseite. Den Raum des Kirchleins erweitert hinten der Ausbau einer Tribune zur Aufstellung des Hauptaltars". Alle, die ihn hörten, brachen in einstimmige Beifallsbezeigung aus. Der Jubel erreichte den höchsten Grad, da mit Benutzung der von frühern Baumeistern gelegten Grundmauern Balthasar die Kapelle in weniger als Jahresfrist zu errichten versprach. Nur Pacchiarotto verzog verwunderlich das Gesicht, doch verhielt er sich noch schweigsam. Es war seine Art, wenn Jemand ihm seinen Plan auseinandersetzte, daß er still zuhörte und, genau auf jeden Misstand merkend, sobald jener ihn überzeugt und für sich gewonnen zu haben glaubte, mit Heftigkeit lossprudelte und in einem Schwall von verdammenden Worten die Idee ertränkte, der er durch eine Reihe von Gegengründen noch eine Schnur Steine umhing, damit sie niemals aufkommen konnte. So ging es diesmal nicht. „Baut nur immer

so, Herr Balthasar," sagte er endlich, mit gespreizten Beinen sich auf den Speer stützend, „baut nur, wenn Ihr das Geld dazu schafft. Mag Carocani, unser Säckelmeister, Euch eröffnen, wie viel in der Kasse ist, und Ihr werdet weniger flink zum Werke schreiten." Pacchiarotto verließ mit langsamem Schritt die Versammelten. In der That war die zum Bau bestimmte Summe durchaus nicht zureichend und auch von Vermögenden war wenig zu hoffen, da diese spöttisch sich verlauten ließen, die Brüderschaft sammle im Namen der h. Katharina für die Krallen des Feindes. Unwille drückte sich in allen Zügen aus, und Balthasar dachte: könnte ich nach Rom fliehen, wie ich von dort hierher geflohen bin.

---

Unter Denen, die mehr als Neugierde auf dem Bauplatz gefesselt hielt, befand sich ein Jüngling, dessen edle Haltung, dessen kasta-

nienbraune Locken, die maleriſch unter dem Barett auf die Schultern herabwallten, von Bedachtnahme auf ſein Äußeres zeugten, deſſen beſcheidenes Zurücktreten aber jeden Vorwurf der Eitelkeit entkräftete. Keiner unter den Vielen nahm lebhafteren Antheil an der ehrenvollen Anerkennung, die dem Baukünſtler wurde, an der ſchmählich zurückſtoßenden Begegnung, die er erfuhr. Sonſt war der Jüngling mit den leidend gelaſſenen Mienen bleich, jetzt wie mit Blut begoſſen. Es war Empörung, mehr noch Scham, die er in der Seele aller Sieneſen Angeſichts des Fremden empfand, der bei ſeinem erſten Auftreten auf ſolche Erbärmlichkeit ſtoßen mußte, um wie halb verhöhnt den Schauplatz zu verlaſſen. „Möchte die h. Katharina," flüſterte er wie im Gebet, „einen Reichen plötzlich erleuchten, der für den Ruhm der Landsleute einen Theil ſeines Vermögens einſetzte, um dem grifflachenden Pacchiarotto das Spiel zu verderben. Es war ſeine Abſicht geweſen, nach ge-

pflogener Berathung dem berühmten Peruzzi seine tief empfundene Verehrung zu verlautbaren und zu bitten, ihm Anleitung, Rath und Belehrung zu geben, da er vor Verlangen brenne, sich seinen Schüler nennen zu können. Unbemerkt und demüthig schlich er sich jetzt davon zu dem nächsten freien Ort dahin, wo der Springbrunnen Blanda sprudelt. Statt des Murrens der Menge hörte er das Plätschern des reichströmenden Wassers und ihn wehte Kühlung an.

Bartholomäus Neroni, arm und hülflos als Waise in die Welt gestoßen, ward seit seinem zartesten Kindheitsalter von der Kunst gepflegt und beschützt. Seine Schönheit, die mit jedem Tage sich erfreulicher entfaltete, führte ihn aus der Werkstatt des Malers in die des Bildhauers, aus der des Kupferstechers in die des Goldschmiedes. Mit Geschenken und Liebkosungen bewog man ihn bald in drohend schalkhafter Stellung sich als Amor, bald feierlich

gestützt auf die Fackel als Genius sich malen zu lassen. Dies Kirchenbild verewigte ihn als Knaben in der Gestalt des liebreizenden Johannes, jenes in der eines mit Kränzen herabschwebenden Engels. Seine feinen Züge, sein jungfräuliches Ansehen liehen ihm wetteifernd die Künstler ab, um die Jugendblüte selbst weiblicher Heiligen zu versinnlichen. So wuchs der Knabe unter Pinsel und Palette, Meißel und Hammer auf, und kein Spielgeräth war ihm lieber. Keineswegs wurde er dem Kunstleben entfremdet, als ein wohlmeinender Alter ihm den Rath gab, weniger willfährig Modell zu stehen, da die regungslose Stellung, die gespannte Aufmerksamkeit auf sich für die Gesundheit höchst nachtheilig sei. Ihm selbst war es nicht verborgen, wie seine Spielgenossen sich eines kräftigern Gliederbaues, einer röthern Gesichtsfarbe freueten. Er folgte der Warnung und statt sich zeichnen zu lassen, zeichnete er jetzt selbst. Jenes wurde ihm belohnt, dieses

nicht, aber sein väterlicher Freund theilte gern mit ihm, was er erwarb. In sein Herz eingeschlossen, war es ihm in seinem Hause so wohl. Nach ihm nannte er sich Riccio, und diesen Namen behielt er, da seinen Wohlthäter schon des Friedshofs Ruhe umschattete. Jetzt sah er sich wieder den Launen des Zufalls preisgegeben. Schwermuth mit einem Anflug von Schwärmerei umflorte sein braunes Auge, denn überall las es, wo es mit Liebe weilte: Du bist eine Waise, du bist trostlos verlassen! Er verstand nun so viel von der Malerei, um seine Versuche zu beurtheilen, um bei Betrachtung von Meisterwerken mit geknicktem Muth seine Schwäche zu erkennen. Er fühlte das Bedürfniß, sich anzuschließen, der Leitung eines Lehrers seine Lernbegierde zu unterwerfen, um sich wieder zu fruchtbarem Lebensmuth zu erheben. Verschüchtert zagte er lange. Die Maler, die ihn gern sahen, hatten zum großen Theil Siena oder gar das Leben verlassen. Nur

zwei Künstler waren übrig, von denen er lernen konnte.

Sodoma und Beccafumi (der letztere, obgleich jünger, schien um Vieles älter zu sein) wohnten in der langen Straße nicht weit vom Thor Camulia einander schräge gegenüber. Der eine war verschrien, vielleicht ohne Grund, der andere war es nicht, und wenn du diesen gebückt, vor sich hinblickend, langsam die Straße wandeln sahst, so sahst du zugleich, daß er alles Auffallende mied. Sein stilles, gutmüthiges Wesen zeigte jeder Zug. Nur wenn er von Sodoma sprach, nannte er ihn ohne Scheu den Thor von drüben, und jener, ohne daß er darum wußte, bezeichnete den trefflichen Beccafumi gleichfalls als den Thor von drüben. Beide führten mit Recht den Namen, obgleich beide durchaus verschieden waren. Oft hatten sie zusammen gearbeitet, aber darum sich nicht genähert oder entfernt. Jeder erkannte des Andern Tüchtigkeit und trug gutmüthig seine Schwächen.

Soll ich zu diesem oder jenem mich wenden? fragte sich lange Riccio und entschied sich für Dominicus Beccafumi. Nicht wenig Überwindung kostete ihn der Weg zu dem liebenswürdigen Sonderling. Nicht fürchtete er, von ihm abgewiesen zu werden, denn Beccafumi war ihm stets gefällig, noch weniger, sich mit ihm je zu veruneinigen, denn beide waren gleich friedsam. Er fürchtete vielmehr die zu große Ähnlichkeit. Kalt überrieselte es ihn bei dem Gedanken, da seine Jugendgeschichte nur eine Wiederholung der des Meisters war, in dessen freudenlosem Leben täglich die eigene Zukunft vor Augen zu haben. Der Hagestolz blickte bei ihm überall durch, in seiner Kleidung, in seinem Hauswesen. Reicher und bequemer mag die Wohnung eines Bettlers als die seinige ausgestattet sein. So lange Armuth mit Ordnung und Reinlichkeit zu vereinbaren ist, ist jene zu ertragen. Hier vermißte man beide, und daher kam es, daß Beccafumi, von Allen geschätzt,

nur von Wenigen Besuch empfing, so herzlich auch der Hauswirth Jedem die Hand zum Willkommgruße bot. Ohne Vater und Mutter aufgewachsen zu sein, wer mag dies Unglück verwinden? Aus Furcht, von den Menschen nicht verstanden zu werden, sucht er frühe die Einsamkeit, und weil er sie sucht, fliehen ihn mistrauisch die Freunde. Nur zwei Männer sprachen oft ihm zu, die es nicht scheuten, hart an den Wänden hinzustreifen, um einen Quadratfuß sichern Grund zu gewinnen, denn der Boden war mit Cartons überbreitet, nicht scheuten, auf einer Lade Platz zu nehmen, wenn die Stühle gerade mit Malergeräth bedeckt waren. Der Goldschmied Giuliano wäre gekommen, auch ohne daß er ihm Zeichnungen zu Hostien und Crucifixen gab, weil ihn aufrichtige Liebe trieb. Er sah eine Freude darin, dem mit dem Weltverkehr durchaus fremden Künstler hülfreich zur Seite zu stehen und ihm seine Hochachtung zu bethätigen. „Ich verstehe es

nicht," sagte Giuliano oft, „aber ich will ein Schelm sein, wenn Euch das Einer nachmacht, denn Ihr habt Euch darin selbst übertroffen." „Ihr versteht es nicht," flüsterte Beccafumi Kopf schüttelnd nach, denn nach seiner Meinung war ihm noch nichts gelungen. Ein Gast anderer Art war Jacob Pacchiarotto. Er suchte ihn heim, weil er an andern Orten noch weniger gern gesehen wurde und den Drang nicht bezähmen konnte, mit bissiger Gereiztheit von der Verderbtheit der Welt zu sprechen, die auch in die Kunst sich Bahn gebrochen und alles Ehrwürdige zu unterwühlen und wegzuschwemmen drohte. Je wortkarger Beccafumi, desto beredter war er und schalt rücksichtslos auf das Streben, dem Jener huldigte. Es war des Schweigsamen Art, nachdenklich jedes Wort, das die Kunst betraf, aufzunehmen, und er fühlte sich daher unendlich unglücklich nach jedem solcher Besuche. Nirgend sonst ward ihm alsdann Erholung als vor einem Bilde des stren-

gen Richters. Still betrachtend entgegnete er still für sich den Vorwürfen und nahm nach Hause Muth mit zu neuem Schaffen. Die Andacht, sagte er, ist schön, in welcher Form wir sie erblicken, wenn sie nur aufrichtig ist, aber ein widriges Nachbeten macht sie zur Heuchelei. Dem Rausch der Selbsttäuschung folgt ein wüstes Erwachen. Die Kirche, die Mutter des Wahren, kann nur in echter Schönheit ihre Verherrlichung finden.

Riccio wußte, daß die Schüler Beccafumi's, deren er oft mehre beschäftigte, nichts lernten, und bald mußte er es an sich selbst erkennen. Das uneingeschränkteste Vertrauen, das ihm jener angedeihen ließ, konnte ihn nicht fördern. Ewig mit sich unzufrieden, veränderte der Meister auch das, was ihm noch so gut gerathen war. Ein beinahe vollendetes Werk war er im Stande zu vernichten, wenn er die Einsicht gewann, daß es anders vorzüglicher wäre. Je emsiger der Schüler ihm folgte, desto mehr sah

er bald seine Begriffe verwirrt. Wenn Riccio fragte: „Wo finde ich die Regel, die meinen Stift leitet?" „Im Lehrbuch der Natur," war die Antwort. „Meister, wie soll ich es machen?" „Wie dein Gefühl, nicht anders zu können, es dir eingibt." „Meister, lehre mich." „Jüngling, lerne lieber mit mir." Gewiß ist es, daß Beccafumi sich nie überreden konnte, die Schulzeit überstanden zu haben. Alle seine Arbeiten galten ihm nur als Studien. Stets mit Vorwürfen quälend, daß er, vom Wahn verblendet, ohne Mühe, Ruhm und Ehre zu ernten, unvorbereitet nach Rom gegangen sei, bot er jetzt sein bestes Wissen und Können auf, um die größtmögliche Ausbildung zu erringen. Die Baukunst ausgenommen, mochte es keinen Zweig der Kunst geben, mit dem er sich nicht beschäftigt hatte. Mit ganzer Seele gab er sich für eine Zeitlang einem bestimmten Gegenstande hin, als wenn er in ihm seinen wahren Beruf erkannt hätte, um plötz-

lich eine entgegengesetzte Richtung mit gleichem Eifer zu verfolgen. In Rom gedachte er seine künstlerische Vollendung zu feiern. Doch verschob er die Reise von Jahr zu Jahr, immer bot er zu neuen Unternehmungen die Hand, wie oft er auch mit dieser oder jener Arbeit in Siena zu beschließen sich vorsetzte. Durch die feindliche Einnahme Roms schien ihm jetzt die Aussicht für lange Zeit verschlossen, die sich auch unter günstigern Verhältnissen nicht verwirklicht haben würde. Wohl war es gut, daß er nicht zum Wanderstabe griff, sowol für das Vaterland, als für seine Kunst. Ein Bild, das er in Pisa malte, auf dem die Jungfrau Maria auf Wolken über Heiligen thront, war ihm nicht wohl gerathen, und er bekannte selbst, daß, wenn er nicht Sienas Luft einzöge, ihm nichts gelänge. Man merkte, daß er beständig lernte, wenn er auf den Boden blickte oder aus dem Fenster sah, wenn er sich Mittags unter das Gewühl des Marktes mischte oder Abends

aus dem Thor den einsamen Spaziergang zu seinem Weinberg, seinem liebsten Besitzthum, machte. In nie zu lösendem Zwiespalt sehnte sich sein Herz in ländlichem Frieden auszuruhen und war nur froh in mühevoller Anstrengung. Schülerdemuth gestattete es ihm nicht, in dem beseligenden Gefühl des Gelingens Erhebung zu finden. Er war es zufrieden, daß seine Werke ihm nur als Versuche bezahlt wurden, wenn auch den redlichsten Fleiß darin seltene Gediegenheit krönte. Warum, war oft seine Klage, warum rief mein Pflegevater mich von den Schafen, die ich als Knabe hütete? warum ließ er mich nicht mit dem Hirtenstabe im leicht beweglichen Sande zeichnen, da ich nicht berufen bin, ein zweiter Giotto zu werden?

Er selbst sah ein, daß Riccio bei ihm keineswegs gut aufgehoben wäre. „Soll ich zu deinem Heile dir rathen," sagte er eines Morgens, „so verlasse mich und gehe zu dem Thoren von drüben. Wenn der will, so kann

er. Als ich von Rom heimkehrte, um erst zu Hause zeichnen zu lernen, erwählte ich ihn mir selbst zum Führer."

Johann Anton Razzi hieß bei seinem Nachbar Thor, bei den Meisten aber, die seinen schlimmsten Ehrennamen, Sodoma, nicht aussprechen mochten, närrischer Kauz. Gern mochte er lachen und ließ daher auch gern über sich lachen. Was man von ihm dachte, kümmerte ihn nicht. Närrischer Kauz nannte ihn mit Recht die Welt nach dem Beispiel der Olivetanermönche, in deren Kloster er gemalt und Schwänke über Schwänke gemacht hatte. Sein Haus war leicht zu finden. Unwillkürlich sah man mit der müßigen Straßenjugend hinauf, wo das bis zum Boden reichende Fenster von früh bis spät geöffnet stand. Auf dem eisernen Gitter saßen zwei grüne Papageien und kratzten sich an Hals und Flügel, eine Meerkatze prüfte an der Kette das Maß ihrer Freiheit und schwang sich wiederholt auf das Sturz-

gesimse des Fensters. Schwer war es den Meister zu sprechen, selbst wenn er im Hause war. Das Schwirren und Krächzen aus den vielen Käfigen an der Decke überschrie das Wort des Fremden. Auge, Ohr und Gefühl wurden betäubt in diesem geräumigen, für die Zahl der Lebenden indeß zu engen Gemach. Indianische Raben breiteten trotzig die Fittiche aus, als wenn sie fragten, ob die Farbe ihrer Federn nicht die des Seidenzeuchs überträfe, das in langen Streifen hier und da die Wände verzierte. Der Maimonsaffe sprang vom Kopf der Gliederpuppe auf den des Eintretenden, und der Spitz verließ die Kaminecke, um seine Rocktaschen zu untersuchen. Drei ausgelassene Buben, die Farben rieben oder an Krämerschildern und Gelübdebildern ihre Kunst versuchten, vermehrten den Unfug, indem sie, um anscheinend Ruhe zu stiften, mit den Malstöcken drein schlugen. Kein Wunder, daß der Maler, wenn die Noth ihn nicht an die Arbeit fesselte, das Weite

suchte, und dies um so mehr, da der Spott der Freunde, welche vermeinten, daß in der Arche nur der fromme Noah fehle, dann die eigentliche Bezüglichkeit verlor.

Sodoma war des Malers akademischer Name. Die heitere Gemüthlichkeit des sienesischen Himmels schreibt den Bewohnern Geselligkeit als unverbrüchliches Gesetz vor. Die ungebundenste Laune herrschte in der Akademie der Rüpel, wo Scherz und Witz den Gläsern den rechten Klang gab. Hilarien hießen die nächtlichen Zusammenkünfte, die oftmals der neugierig hereinschielende Morgen überraschte. Mitten auf der erleuchteten Tafelrunde erhob sich ein riesenhaftes Brustbild. Der Schleier, der das Haupt umhüllte, der sanft plätschernde Strom, der künstlich eine Insel darum bildete, gab ihm ein heiliges Ansehen. Aber es predigte nicht Ernst, sondern Frohsinn, nicht mit Mund und Auge, sondern mit den zahllosen Brüsten, aus denen es in Bogenstrahlen edeln Wein verspritzte, genug,

um, wie viele Becher auch schöpften, das rundausgehöhlte Flußbette nie leer stehen zu lassen. Die Versammelten in freier Rede, die unaufhaltsam wie der Wein sprudelte, schonten nicht Anderer, nicht ihrer selbst. Namen wie der, den sich die lustige Akademie beilegte, wurden den Mitgliedern gegeben. Als Razzi, jetzt eines der ältesten, aufgenommen ward, als er unter mystisch lächerlichem Summen den Schleier vom Bilde abheben und dessen Krone mit den Midasohren küssen und es sich gefallen lassen mußte, daß ihm als Täufling ein Glas Wein auf das Haupt geschüttet wurde, wählte er sich den Namen Sodo, der Handfeste. „Sodoma!" rief da mit wieherndem Jubel ein Theil der Rüpel wie aus Einem Munde, und ein anderer, als wenn es ein Commandoruf wäre, ein laut schmetterndes Ja. „Mir recht," ließ sich der Neuling vernehmen, „das Geschlecht Sodoma ist alt und berühmt. Wie viele hohe Staatsbediente und Prälaten gehören nicht zu ihm."

„Sodoma!" erscholl es rechts und links, aber wie der Herr mit dem Finger auf die Erde schrieb, um die falschen Richter zu entlarven, so beschämte er die Spötter, indem er auf die Tischplatte zeichnete. Wie lächerlich auch die Figuren, nicht in den edelsten Stellungen und Gruppirungen aussahen, die Betheiligten erkannte man leicht. Er hielt ihnen den Spiegel vor, nicht den eignen, und an einem Anblick, von dem sie sich hätten abwenden sollen, weideten sie sich mit schmunzelndem Wohlgefallen. Leichtsinnig, wie er war, schämte er sich seitdem nicht, den Spottnamen auch auf Kirchenbildern zu verewigen.

Noch übler kamen in der Akademie die ab, die nicht zu ihr gehörten, wenn sie durch Geiz und Unbarmherzigkeit, durch Eitelkeit und Stolz, durch ein unangemessenes Betragen jeder Art zu Misfallen Veranlassung gegeben. Die Rüpel rühmten sich, das Volk gegen die Anmaßungen der Gelehrten und der Adeligen zu ver-

treten. Scharf und spitz waren die Pfeile, die hier geschnitzt wurden, und darum gefürchtet. Dutzendweis flogen sie nach jeder Versammlung in der Stadt umher und vom Munde der Lacher weiter und weiter getrieben, verfehlten sie nicht das Ziel, selbst wenn es noch so fern und noch so hoch stand. Wie auch die Schmeichler um die Großen fächeln mochten, sie fingen sie nicht ab, wie ehrwürdig auch manchem der Rock stand, und wäre es der Bischofsmantel, er bewährte sich nicht als untastbar. An der Gunst der Vornehmen lag den wohlgemuthen Brüdern nicht, wohl aber an der des Volks. Durch öffentliche Komödien, die sie von Zeit zu Zeit gaben, befestigten sie sich immer mehr in seiner Gunst. Liebe zum Vaterlande, Haß gegen Tyrannei war das unerschöpfliche Thema, die ernste Grundfarbe der Darstellungen, die das bunteste Gewebe des Lächerlichen nicht überdeckte. In gemeiner Redeweise wurden sie vorgetragen und weckten die versammelten Scharen unter

schallendem Beifallklatschen zu freisinniger Erhebung, zur Feier ihres angestammten Ruhms. Mit rother Schrift las man in den Jahrbüchern der Rüpel, wie Seine Heiligkeit Leo X., höchstseligen Andenkens, die Spielenden nach Rom berufen, um in den Sälen, in denen sich sonst das Conclave versammelte, vor den ehrwürdigen Vätern ihre launigen Stücke aufzuführen, wie der Papst den damals in Rom sich verweilenden Bruder Sodoma für seine Kunst als Maler und Schauspieler durch Verleihung der Ritterwürde ausgezeichnet habe. Dermalen hob das Ansehen der Rüpel nichts mehr als die Gegnerschaft einer zweiten Akademie. Die Akademie der Dümmlinge, gestiftet, um Gleich mit Gleichem zu vergelten, rieb sich an ihnen (harte Rinde ist nicht für zarte Haut), nur um selbst wund zu werden. Dadurch, daß die beleidigten Vornehmen, wie es verlautete, sich hinter sie steckten, bekamen sie nur einen zweideutigen Rückhalt gegen die Schläge, die wie Hagel-

schauer die junge Saat zudeckten. Auch sie gaben Komödien, aber es war ein Schaugepränge, das das Herz der Leute leer ließ.

Wenn Pacchiarotto, der auch in der Vereinsliste der Rüpel stand, sich weislich von ihrem Kreise fern hielt, denn wie er auch den Mund aufzusetzen verstand, die wunderliche Altklugheit hielt nicht Stich gegen die ausgetheilten Hiebe, so war dagegen Sodoma hier ganz an seinem Platz, und keine Zusammenkunft konnte ohne ihn gehalten werden. Da saß er mit seiner hohen Stirn und dem bedeutungsvollen Buckel über der Nase und lachte in die Welt hinein. Oft sang er zur Laute, die er trefflich spielte, lustige Lieder aus dem Stegreif und mit rauschender Freude horchten Alle. Stets war er bereit, wenn der Witz des Vortragenden nicht bezeichnend genug war, ein schrecklich ähnliches Bild als Erklärung zu liefern. Seine Geschicklichkeit empfand Pacchiarotto und vergaß es ihm nicht. Sodoma's Laune war unver-

wüstlich, nur wenn er von Frau und Tochter hörte, war er auf einmal umgestimmt. Unvermerkt stand er dann auf, nahm seinen Rock vom Kleiderhaken und eilte ohne Abschied von dannen.

Keiner hielt dem Meister Sodoma mehr das Widerspiel als Riccio, über dessen ganzes Wesen sich ein schwermüthiges Helldunkel verbreitete. Allein was blieb ihm übrig? Nachdem er eines Tags manchmal vergeblich an die Thüre gepocht hatte, war er endlich so glücklich, ihn im Stalle anzutreffen; denn wie alle Thiere liebte er auch edle Rosse. Neben den Bärberhengsten stand hier ein kleines Pferdchen von der Insel Elba, das ihm von einem Kunstfreunde verehrt war. Alle gleich wild, waren fromm und ruhig, wenn sie Sodoma streichelte und klopfte. Die Bärberrosse theilten es mit dem Herrn, daß, wenn es darauf ankam, sie alle überflügelten. Jene Streifen Seidenzeuch in seiner Werkstatt waren Palien oder die Preise,

die sie im Wettlauf gewonnen hatten, denn als tüchtige Renner hatten sie sich nicht allein in Siena, sondern auch in andern Städten bewährt. Indem Sodoma mit einer Hand noch die Mähnen seines Lieblingsthieres strich, reichte er die andere dem Jünglinge zum Gruße dar. „Ihr kommt mir eben zu rechter Stunde," hub er an, „denn wie weiland als Kind müßt Ihr mir jetzt Modell stehen. Den Jünger Johannes muß ich auf dem Bilde für die Franziskuskirche verändern. Künftig werde ich nicht so lange als heute hier unten weilen, denn die Brüderschaft des h. Bernhardinus treibt und drängt mich, als wenn man nichts Anderes zu thun hätte, als zu malen." Noch freundlicher war er gegen den Kommenden, da dieser um die Erlaubniß bat, unter seiner Aufsicht und Führung in seiner Werkstatt zu arbeiten, denn dem Meister fehlte es nie an Arbeit und dem Schüler, wie dies jener wohl wußte, nicht an gutem Willen und Geschick.

Riccio's Erwartungen, wie große Achtung er auch vor Sodoma's Kunst hatte, waren nicht hoch gespannt, dennoch würden auch die kühnsten übertroffen sein. Alles vereinigte sich zur zweckmäßigen Ausbildung seiner Naturgaben. Die trefflichsten Zeichnungen, von des Lehrers eigner Hand, gaben ihm auf einmal ein klares Verständniß dessen, wobei er sich sonst nur einem dunkeln Gefühl des Wahren und des Schönen überlassen sah. Wie fleißig auch Sodoma am Altarblatt malte, so versäumte er nichts, um dem Eifer des Jünglings volle Nahrung zu gewähren. Ohne Rückhalt theilte er ihm in liebenswürdiger Redseligkeit Alles mit, was er langwierigen Versuchen oder einer feinen Beobachtung verdankte, nur blieb jenem ein offenes Geheimniß, wie der Meister es verstand, oft durch einen Strich einem nichtssagenden Gesicht treffenden Ausdruck zu geben, eine misrathene Figur in ein Muster der Schönheit umzugestalten. Riccio machte reißende Fort-

schritte und handhabte bald den Röthel und den Pinsel mit gleicher Sicherheit. Sodoma vertraute ihm die Untermalung seiner Bilder an und ließ ihn auch selbst unter seinen Augen an dem großen Altarblatt malen. Sein Herz war von freudiger Dankbarkeit erfüllt, seine innere Erleuchtung gab sich in seinen Blicken zu erkennen. Nicht die neckischen Farbenreiber, die oft zur Ruhe berufen werden mußten, nicht das Pruſten der Katze, die je zuweilen einen Scherz vom Spitz und Affen übel nahm, nicht der brausende Wirrwarr der Töne der sich gegenseitig überschreienden Vögel störten ihn mehr, wenigstens nicht mehr als das zahme Eichkätzchen, das dem Meister, während er malte, in unermüdlichem Spiel aus der Tasche auf den Kopf, von dem Kopf in den Ärmel schlüpfte.

Das Altarblatt war ein Seitenstück zu dem, das Pacchiarotto malte. Das eine stellte die Himmelfahrt Christi und das andere die Abnahme vom Kreuze dar, und es hatte damit

folgendes Bewenden. Die Brüderschaft des h. Bernhardinus, der mehr Mittel zu Gebot standen, als der der h. Katharina, hatte sich ein stattliches Versammlungshaus neben der Franziskuskirche gebaut. Seine größte Zierde bestand in den Wandgemälden, die Sodoma und Beccafumi, jener mit geistreicher Kühnheit, dieser mit langsam mühevoller Bedächtigkeit ausgeführt und in ihnen die Hauptbegebenheiten aus dem Leben der Jungfrau Maria in durchaus neuen Erfindungen geschildert hatten. Bei Beccafumi war es die h. Jungfrau und andere Frauen, die als das Schönste bewundert wurden, bei Sodoma mehr die Nebenfiguren, denn in der Darstellung weiblicher Wesen hatte er kein Glück. Das Bild, wie das Mägdlein vom Hohenpriester oben auf der Marmortreppe empfangen wird, gelang ihm daher besser als die Heimsuchung, obgleich hier sein Kunstgenosse ihm bedeutende Beihülfe geleistet. „Gebt mir einen andern Stoff, und ihr sollt sehen, was ich kann!"

sagte er den Bestellern, als diese ihn mit Lobsprüchen überschütteten. Diese Äußerung gab der Brüderschaft die Veranlassung, auch auf das Franziskuskloster, unter dessen besonderem Schutz sie stand, ihre Thätigkeit auszudehnen. In Stelle zweier uralten, verräucherten Altarblätter in der Kirche sollten auf ihre Kosten zwei neue gefertigt werden. Mit jenen sollten sie nur den Inhalt gemein haben. Als die Brüderschaft der h. Katharina viel mit Baumeistern sich zu schaffen machte, verhandelte die Brüderschaft des h. Bernhardinus mit Malern, denn auch sie wollte sich bei der Nachwelt ein dankbares Andenken stiften. In der zur Beschlußnahme anberaumten Sitzung erschien als eine stillschweigende Abmachung, daß, wie im Versammlungshause, auch jetzo Sodoma und Beccafumi in den Altarblättern mit einander wetteifern sollten. Da der Notar Bugiardini, der ein thätiges Mitglied der Brüderschaft war, die Genehmigung von Seiten des Franziskaner-

priors vorgelesen, glaubte man, daß jetzt nur noch über den Kosten- und über den Zeitpunkt der Aufstellung berathen werden müßte; weder in dem einen, noch in dem andern verfolgten sie kleinliche Grundsätze und konnten daher die Bereitwilligkeit der Maler voraussetzen. Alles schien beseitigt, als Bugiardini die auffällige Frage that, ob die Wahl der Maler unerörtert bleiben sollte? „Nicht Sodoma und Beccafumi?" hörte man von allen Seiten. Jener, der das große Wort führte, erklärte sich mit Sodoma einverstanden, führte aber dann in weitschweifiger Rede aus, wie Beccafumi bei seinem mühseligen Fleiß nie ein Werk zu bestimmter Zeit liefere, wie er jetzt, da er eben das Rathhaus gemalt, von Liebe zum Erwerb nicht getrieben werde, wie er selbst seinem Freunde Pacchiarotto die Arbeit gönne, einem Maler aus alter guter Zeit, der gerade einen Entwurf zu einer Himmelfahrt Christi vorräthig habe, welcher seinen Widersachern selbst Beifall abnöthigen müsse.

Wenn Pacchiarotto auch im Verein außer dem Sprechenden nur einen Gönner hatte, so ward doch zu seinem Vortheil entschieden. Die Stimme des Mitleids, die für den echt sienesischen Biedermann rege gemacht wurde, der in Ehren grau geworden sei, der früher und auch noch jetzt gern uneigennützig der Stadt diene, der gegenwärtig das gewöhnliche Loos alter Künstler theile und darbe, hob des Notars Worte über die bescheiden vorgebrachten Bedenklichkeiten hinweg, denn Jeder wußte, daß er ein Verwandter des Malers sei. — Den Zeitpunkt der Ablieferung hatte Pacchiarotto, sowie Sodoma, längst verrinnen lassen. Jetzt, da, wie erzählt, mit der Erscheinung des Baumeisters Peruzzi es sich für den viel besprochenen Kapellenbau günstig zu gestalten schien, wurde auch die Sache von den Altarblättern wieder zur Sprache gebracht, die zu einem Festtage in der Franziskanerkirche bestimmt aufgestellt werden sollten. Drei Abgeordnete wurden

erwählt, die den beiden Malern die Willensmeinung der Brüderschaft mittheilen und zugleich alle Mittel ergreifen sollten, um in Monatsfrist die Ablieferung der Gemälde zu bewirken. Mit Pacchiarotto waren sie zufrieden, denn sie zweifelten nicht, daß er mit Bequemlichkeit in dem Zeitraume sein Werk vollenden könne. Wie aber erschraken sie, als sie in Sodoma's Werkstatt das Altarblatt noch um nichts weiter gediehen sahen als damals, da ihm das erste Drittel der Kaufsumme ausgezahlt war. Sie schlugen die Hände über den Kopf zusammen und sprachen von Niedertracht und Gewissenlosigkeit. Dem Maler war so etwas nichts Neues. Er ließ sie eine Zeitlang toben und dann hub er gelassen an: „Ist denn der Ohm Jacob schon fertig? Verspart eure Heftigkeit bis dahin, denn auf das Heiligste versichere ich euch, mein Bild soll früher in euern Händen sein als das seinige." Sie beruhigten sich wirklich, da sie wußten, daß es fruchtlos

sein würde, auf Rückzahlung des empfangenen Geldes zu pochen. Sodoma versprach, von jetzt ab fleißig an der Kreuzabnahme zu arbeiten. Einer von den Dreien war der wohlbeleibte Crispino, ein Schuster seines Gewerbes, dem das Doppelkinn auf der Brust saß und der bei jedem Schritt vor sich herblies, um seine Schwerfälligkeit dadurch zu erleichtern. Seine rothglühende Nase zeigte immer nach einer Weinschenke hin, die in der Nähe von Sodoma's Wohnung lag. So oft er nun vorbeiging, sah er nach, ob der Maler bei der Arbeit sitze und hielt ihn in Athem, wie seine Gesellen in der Werkstube. Zu jeder Tageszeit fand er ihn thätig und das Werk schritt merklich vor. Ob Crispino auch als alter Bürger darauf hielt, daß die von den Vorfahren ererbten Einrichtungen und Gebräuche in Ehren gehalten würden, so war er im Herzen damit zufrieden, daß dermalen alle Feste abgestellt waren, deren sonst so viele in Siena mit Klang und Sang, mit

Spiel und Tanz gefeiert wurden. Wie wäre es anders möglich gewesen, den vergnügungssüchtigen Künstler fest zu halten? Er vergaß, daß in Florenz das Johannisfest in aller Förmlichkeit mit Mummerei, Reiterzügen und Pferderennen feierlich begangen wurde, zu dem viele Sieneſen ſchon ihrer engherzigen Regierung zum Trotz ſich einzufinden beſchloſſen. Auch Crispino ſchalt gegen Sodoma auf die Adeligen, und beſonders auf die Neun, die an der Spitze des Staates ſtehend, ihre Gerechtſame auf ungebührliche Weiſe überſchritten. Er murrte laut mit denen, die in der Angabe, als ob die bedrohlichen Zeitläufte ſich nicht zu rauſchenden Luſtbarkeiten und feſtlichem Jubel eigneten, nur einen leeren Vorwand ſahen, um das Volk in ſeinen Rechten zu verkürzen und es zur Unmündigkeit herabzudrücken, aber, wie geſagt, war es ihm eigentlich recht, da ſeiner Brüderſchaft daraus Vortheil erwuchs. Dem dicken Herrn, der die Treppe nur keuchend hinanſtieg, ſchien

es nach einigen Tagen schon allzu unbequem. Wenn er an die Thüre pochte und Sodoma's Stimme: „Wer ist?" sich hören ließ, so ging er zufrieden seiner Wege. Ließ der Eifer des Aufpassens nach, so auch der des Malers. Nun traf es sich, daß er unter seinen Vögeln einen Raben besaß, der sprechen konnte, und seine Stimme täuschend nachahmte. Das „Wer ist?" rief er jedesmal früher, als irgend wer, wenn unten an der Thüre geklopft wurde. Was lag näher, als den Käfig mit dem Raben an die Treppe zu hängen, um den Zudringlichen abzutrösten. Sodoma und namentlich die leichtfertigen Farbenreiber hatten Mühe, ein lautes Lachen zu unterdrücken, wenn der Schuster Crispino den gewichtigen Klöpfel aufhob und der Rabe durch ein barsches „Wer ist?" ihn von dannen trieb. Ungestört führte jetzt Riccio ganze Theile des Altarblatts wie den Hintergrund nach Carton und Farbenskizze aus, was sonst nur verstohlen geschah. Der Schüler

malte, der Meister spazierte umher und der Rabe rief erfoderlichen Falls: „Wer ist?" Sodoma ließ sich nur wenig jetzt zu Hause sehen und bald gar nicht mehr. Die Hausgenossenschaft befremdete das Ausbleiben nicht. Die Magd war damit zufrieden, daß sie ein Gedeck mehr, und der Knecht, daß er ein Pferd weniger zu besorgen hatte. Sorglich in banger Ungeduld wartete Riccio Tag für Tag. Noch konnte er sich nach dem Carton richten, bald aber bot ihm derselbe keinen Verlaß, denn in der Zeichnung auf der Leinwand waren wesentliche Veränderungen angedeutet. Sodoma kam nicht, und Riccio wagte nicht weiter Hand anzurühren. Er klagte sein Schicksal an, daß es ihm nirgend einen Weg eröffne, das hohe Ziel zu erreichen, wonach seine Seele verlange. Er griff nach seinem Barett und dachte, wie der Herr, so der Knecht, auch ich will ohne Abschied davonziehen. Schon wollte er die Kunst aufgeben, als ihm in dem Gedanken, ein Schü-

ler des berühmten Balthasar Peruzzi zu werden, der in Rom auch als Maler in vielen Kirchen und Palästen sich ausgezeichnet, wieder ein neuer Trost aufging. Nach dem ärgerlichen Auftritt auf dem Bauplatz der Katharinenkapelle war sein Muth wieder dahin. Vorher zürnte er auf Sodoma, jetzt auf Pacchiarotto. Als er kleinlaut nach Hause kam, fand er in seinem Mismuth eine Art Erleichterung darin, daß er das kleine Männchen zeichnete, wie es mit gespreizten Beinen, am langen Maßstab sich haltend, den Kopf nach hinten bog und die Unterlippe vorschob, als handelte es sich darum, gegen alle Macht der Welt das Alte aufrecht zu erhalten.

---

Freunde, denen es um Riccio herzlich leid that, wollten ihn bereden, mit ihnen in Florenz das Johannisfest zu feiern. Sie erboten sich, ihm Larve und Maskenkleid zu besorgen,

aber niemals war ihm solch Gaukelspiel widerwärtiger, niemals hielt es ihn mehr an Siena mit Banden, wie sie Vaterlandsliebe nicht flicht. An einem ihm unvergeßlichen Tage befand er sich früh in der Dominikanerkirche. Frömmigkeit leitete seinen Schritt. Die Ruhe der Kapelle umfing ihn mit liebenden Mutterarmen, und er ruhte aus von seinem Kummer. Da trat eine Jungfrau lieb und anmuthig in einfachem Hauskleide ein. Gesundheit umblühte sie rosig, denn Befangenheit trübte noch nicht ihrer Unschuld Spiegel und kein geheimer Wunsch ihre Kindlichkeit. Riccio's Auge ruhte auf ihr, und für ihn war nicht mehr Kirche, Andacht und Ernst. Als sie, auf den Betschemel hingebeugt, ihr Haupt mit den glänzend schwarzen Locken niedersenkte, da fand er sich wieder. Er sah, was ihre Lippe sprach, hinaufsteigen, er sah, wie der Himmel verklärt sich ihrem Gebet zur Gewährung öffnete, und inbrünstig die Hände faltend, flehte er still: Heilige, bete auch für

mich. Sie stand auf und die Haare von der Stirne seitwärts streichend, ging sie leise aus der Kirche. Der Jüngling wollte ihr nach, aber nur sein scheuer Blick folgte ihr, die Füße versagten ihm den Dienst. So war ihm nie gewesen. Ängstlich blickte er sich um, ob ihn Jemand beobachte, und da er keinen Zeugen mehr fürchtete, kniete er auf die geweihte Stätte nieder und küßte die Stelle, wo das schöne Haupt geruht. Unruhig lief er fort, lief durch die Straßen und spähte umher, aber immer vergeblich. Schlaflos brachte er die Nacht hin, aber keine verfloß ihm schöner. Sonst schloß der ihm wohlbekannte Kirchner wol stundenlang eher die heiligen Pforten auf, als sich Andächtige einfinden mochten, heute aber nicht. Riccio schlüpfte durch die halbgeöffnete Thüre in die Kapelle mit vielfarbigen Blumen in der Hand und legte sie auf den Pult des Betschemels. Bange zweifelnd, ob sie kommen werde, harrte er lange. Sie erschien und ein

holdseliges Lächeln umflog ihre Mienen, als sie die heitere Blütenpracht, die Lilien neben den Anemonen, gewahrte. Ohne sich zu fragen, ob sie es dürfe, wählte sie die schönsten aus, betete und eilte mit der duftigen Spende heimwärts. Am folgenden Morgen war der Ort noch reicher mit Blumen geschmückt. Nicht Freude, sondern Verlegenheit drückte sich heut in ihren Zügen aus. Zögernd schritt die Jungfrau vor. Kniend blickte sie mit halbem Auge seitwärts, um erschrocken wieder vor sich hinzusehen. Sie neigte das Haupt, aber sichtbarlich um nicht zu beten, sondern nur um die Aufwallung ihrer Empfindung zu bergen, mit den zarten Händen deckte sie die aufsteigende Purpurglut ihrer Wangen. Sie erhob sich, und wie gescheucht eilte sie hinfort. Sie bebte, aber noch mehr Riccio. Mit heftigster innerer Bewegung klagte er so sich an: Mädchen, ich trage die Schuld, daß durch deinen klaren Himmel der Blitzstrahl zückte, daß dir die tiefblaue Herzensinnig-

keit greller wechselvoller Schimmer birgt. Wie er sich auch mit Vorwürfen überschüttete, so empfand er doch halb unbewußt das Wohlthuende des Gefühls, daß die Blumensprache von ihr verstanden sei. Vergeblich war er oft dem Hause hoffend und fürchtend vorbeigeschritten, das ihm der Kirchner mit pfiffigem Lächeln als ihre Wohnung bezeichnet hatte, jetzt erblickte er sie am Fenster, sein Auge begegnete dem ihrigen, und er zweifelte nicht, daß sie in ihm den Geber der Blumen erkenne.

Lydia war die Tochter einer strengen Frau, die sich mit Stolz Felicitas Benincasa nannte. Ihr Glück und ihr Reichthum bestand allein in ihrem Namen. „Vergiß es nie, mein Kind," sagte diese, „daß du, nahe verwandt mit ihr, den Namen der Heiligen trägst, die für die goldene Krone, die ihr geboten wurde, die Dornenkrone wählte. Was willst du am Fenster? Das wahre Licht findest du nur im Gebet, wie es die h. Katharina gefunden. Was treibt es

dich in das Weltgewühl? Die h. Katharina gedachte stets, daß es einer Benincasa nur wohl im Hause sein solle, und sie fühlte sich nicht einsam, denn Christus, der Herr und Meister, besuchte sie selbst in leiblicher Gestalt. Viele Jünglinge erhoben ihre Wünsche zu ihr, sie aber zeigte ihnen als seligste Braut den Ring, den der Heiland ihr auf den Finger gesteckt hatte."

Die Liebe zur Schönheit traf darin mit dem Stolz der Sieneſin zusammen, daß Niemand sich auf öffentlicher Straße zeigen mochte, dessen Gesicht durch entstellende Beschädigungen einen widerwärtigen Anblick bot. Wer so glücklich gewesen, mit dem Leben Räuberhänden entronnen zu sein, deren Dolche, mit Magnetstein bestrichen, ihn gezeichnet hatten, büßte dafür mit lebenslänglicher Einschließung. Solche Haft legten sich auch Alle auf, namentlich Frauen, die durch eignen Leichtsinn oder Tücke der Welt Gegenstand des Stadtgespräches geworden waren. Felicitas trug ihre Wunden im

Herzen, aber die gramvollen Züge prägten ihr ins Antlitz tiefe Narben ein. In engen Mauern, trüben Gedanken nachhängend, wälzte sie tödtlichen Groll auf alles menschliche Treiben. Kein Vorwurf traf sie als Gattin, und dennoch ward sie nach dem ersten Jahre, da ihr Glück Mutterfreuden erhöhten, treulos verlassen. Lydia ahnte nicht, wenn sie alle Künstler als Buben und Verbrecher schalt, daß ihr eigner Vater ein Künstler war, daß es Sodoma war, den die Mutter mit Flüchen und Verwünschungen überschüttete. Felicitas darbte, kümmerlich ernährte sie die Tochter von der Gnadenspende, die die Brüderschaft der h. Katharina für zwölf unbescholtene Mädchen zur Ehre der jungfräulichen Schutzheiligen ausgesetzt hatte, indeß Sodoma das Geld verschleuderte und, seines Weibes und Kindes uneingedenk, die an harter Rinde zehrten, seine Affen und Papageien mit Zuckerbrot fütterte. Alle Verwandte und Freunde des Hauses Benincasa theilten den Schmerz und Haß

der Betrogenen. Sie beschworen den Künstler, in das leichtsinnig aufgehobene Verhältniß wieder zurückzutreten, aber er meinte, daß, wer ein Jahr die Ketten gekostet, nie wieder Geschmack an ihnen finde. Man erinnerte ihn an sein heilig gelobtes Versprechen. „Hat sie gehalten," sagte er, „was sie versprach? Einen Knaben wollte sie mir schenken und bescheerte mir (hier bediente er sich eines widerlichen Schimpfnamens) ein Mädchen." Man wollte ihn vermögen, eine Unterstützung den Armen zu gewähren, allein Felicitas erklärte, lieber zu verhungern, als von dem Mann ein Almosen anzunehmen. Herzlichen Theil nahm an ihrem Looſe Virginia Peruzzi, eine ehrenwerthe Frau, die oft durch ihr Kommen Trost und Heiterkeit verbreitete. Sie bestimmte ihren Gatten, in der Zeit, da Sodoma in Chiusuri im Kloster der Olivetanermönche in Hülle und Fülle lebte und auf Befehl ihres kunstliebenden Generals eine Reihe Wandgemälde fertigte, an den Pflicht-

vergessenen zu schreiben, um mit eindringender Ermahnung ihn zu Recht und Tugend, zu Frau und Tochter zurückzuführen. Die Jahre, in denen sich Leichtsinn dem Blick in die Zukunft vorstellt, waren ihm verflossen, längst war er in das Alter getreten, das unwillkürlich an das ewige Heil uns zu mahnen pflegt. Salust Peruzzi vergaß nicht, mit salbungsvoller Rede ihn darauf hinzuweisen. Der sonst wenig schreibselige Maler dankte ihm für die väterlichen Lehren, die er zu Herzen genommen habe, bedauerte aber, den hausväterlichen Freuden entsagen zu müssen, indem er ins Kloster gegangen und bereits eingekleidet sei. Die Clausur hielt aber den Schalk nicht lange zurück, der ohne Scheu, wo nur Menschen waren, in Sienas Straßen stolzirte. Er war in Chiusuri eingekleidet, aber den Mönch erkannte man nicht in dem kostbaren gelben Mantel. Ein Kunstjünger, der als römischer Flüchtling im Olivitanerkloster Schutz gesucht, hatte die drei

Gelübde beschwörend, für Reichthum die Armuth erwählend, mit der weltlichen Eitelkeit die weltliche Tracht abgelegt. Sodoma empfing neben der Bezahlung auch den Mantel aus der Hand des Generals, denn er wußte, womit dem närrischen Maler gedient war.

Lydia, in klösterlicher Einsamkeit aufgewachsen, ward, so schien es, für sie erzogen. Allein das Wesen, das die Sieneſen empfiehlt, Fröhlichkeit, Treuherzigkeit und natürliche Anmuth (wem war es in höherem Grade verliehen als ihr?), gab sie darum nicht auf. Manche Blume entfaltet sich in üppiger Schönheit auf verwittertem Gestein, manche Ähre, durch den Graben vom Felde getrennt, gedeiht in vollkörniger Pracht einsam auf dem dürren Grunde der Heerstraße. Wie ihr auch das Leben mit schwarzem Farben geschildert wurde, es erschien ihr lachend in der rosigen Beleuchtung der Jugend. Jede herzliche Begegnung erwiderte sie mit Vertrauen, jeden bescheidenen Blick mit

Wohlwollen. Nur so viel verfing die Lehre der Mutter bei ihr, als der Name Mann und Künstler ihr gleich häßlich klang. Sie kannte keinen andern Künstler als den Ohm Pacchiarotto, durch dessen jedesmaligen Besuch sich der angeerbte Abscheu nur steigerte. Er wußte nicht, daß er bei der Zuhörerin über sich selbst den Stab brach, wenn er mit innerster Erbitterung und kreischender Stimme die Künstler der jetzigen Zeit Frevler nannte, wenn er die Stammtafel der Gotteslästerer und Kunstverderber mit jenem florentinischen Maler eröffnete, der seinen Genossen aus Künstlereifersucht ermordete. „Nicht allein den Freund," schrie erhitzt der Alte, „auch die Kunst hat er todt geschlagen. Er verbreitete in Etrurien die Ölmalerei und verflüchtigte das gediegene Gold in einen nichtigen Schimmer, er verwandelte das Heilige in eitel Blendwerk, für einfache Ehrfurcht gab er verführerischen Reiz, für Himmelsweide Weltgelüst. Sucht ihr Andacht, so flieht von dem

neuen Schaugepränge zu der echten Kernigkeit der alten Meister.“ Kein Wunder, daß Lydia den flüchtigsten Blick auf ein Gemälde, das seinen jugendlichen Ursprung nicht verleugnete, für eine halbe Sünde hielt, und sich abmühte, auf verräucherten Altartafeln das wahre Schöne zu erkennen.

Riccio hatte bald ausgekundschaftet, wie Lydia lebte und dächte. Er wußte, daß sie seinen Blick verstanden, daß sie seinen Namen durch den zuthätigen Kirchner erfahren hatte. Die Hoffnung, sich Eintritt in die Wohnung der strengen Mutter zu gewinnen, gab er ganz auf. Wenn er hinaufschaute, so schlüpfte im glücklichsten Falle die anmuthige Schönheit wie ein gejagtes Reh dahin, aber das grämliche Gesicht ihrer Hüterin, die, der Eitelkeit zum Trotz, mit einem dunkeln Tuch sich Kopf und Stirne bedeckt hatte, eilte nicht so leicht vorüber. Seine bange Verzagtheit kannte keine Grenze, wenn er bedachte, daß er der Schüler

des Mannes gewesen sei, dessen Gefühllosigkeit den Grund zu ihrem Lebenshaß gelegt. Laut schwur er, nie wieder Sodoma's Werkstätte zu betreten. Was half es ihm, da sie es nicht erfuhr, welches Opfer er ihr brachte. Das Glück seiner Zukunft setzte er auf eine Karte, und konnte er hoffen, sie zu ziehen? Keine Ruhe hatte er zum Zeichnen und Malen, und selbst wenn er sich an Lydia's Bild versuchte, so trieb ihn schon das erste Mislingen von der Staffelei. In der Nähe der Dominikanerkirche verweilte er jeden Morgen und blickte lange vergeblich zum Eingange hin. Eines Tages erschien sie wirklich und eilte flüchtigen Schrittes zur Gottesstätte. Er pries sich glücklich, daß er sie gesehen, dreimal glücklich, daß sie ihn nicht gesehen. Die grüne Wolldecke des Portals, durch die sie eintrat, wallte wieder herab und verbarg sie den Blicken des Jünglings. Er folgte. Als er aber in der Vorhalle stand, konnte er es nicht über sich gewinnen, weiter

vorzuschreiten. Wenn die Heiligkeit des Ortes ihm Scheu einflößte, so fürchtete er noch mehr eine Versündigung an ihrem Gefühl. Harrend auf ihre Wiederkunft, betete er still für sich, was sie jetzt demüthig hingebeugt beten mochte. Er war fertig, sie aber kam nicht. Mit dem Vornehmen, recht langsam zu sprechen, wiederholte er das Gebet und verdeckte mit dem Barett das Gesicht. Sein Auge lauschte nicht, aber sein Ohr jedem leisen Tritte. Lange hielt er das Amen zurück und rückte nicht das Barett, um sich nicht abermals in seiner Erwartung getäuscht zu sehen. Zum dritten Mal wollte er das Gebet hersagen, als die Jungfrau vor ihm stand. Erschrocken neigte er sich zum Gruß. Weniger war es Absicht als Verlegenheit und Ungeschicktheit, daß er ihr den Weg vertrat, anstatt ihr auszuweichen. Es war ihm, als wenn seine Brust zerspringen müßte, dürfte er nicht Lydia! rufen. Er that es, und sie sprach nur eben vernehmlich: „So lang Ihr

Künſtler ſeid, habt Ihr nichts zu hoffen.“ Noch mehr als ſonſt glühten ihr die Wangen und ihr war wohl, als ſie mit Leuten, die aus der Kirche kamen, ungehindert die Stufen hinabſteigen konnte. Riccio bebte in freudiger Bewegung. Sein Auge war auf die Entfliehende geheftet, die zu eilen ſchien und dennoch zögerte. Wie aus Zerſtreuung ließ ſie ihr Taſchentuch fallen, ſie ging vorwärts und blickte ſich um, um das Verlorene wieder zu erhalten. Sie ſah, daß Riccio eilfertig es aufhob. Er wollte das glänzend weiße Tuch ihr darreichen, aber ſie war verſchwunden. Er behielt es als ein theures Pfand der Erinnerung. Nicht eher, ſagte er bei ſich, ſoll Lydia es wiederempfangen, bis ich ihr ſagen kann: ich bin kein Künſtler, auf andere Weiſe habe ich jetzt Brot zu erwerben gelernt, das du mit ihm theilen mußt.

Entſchloſſen, ein anderes Leben anzufangen, ging Riccio mit ſchnellen Schritten durch die

Straßen. Wohin? fragte er sich. Mit beiden Händen hielt er das Tuch, als wenn es den Zauber in sich schlösse, ihm mit den Augen der Geliebten das Feld seines Wirkens zu erleuchten. Was soll ich wählen? Diese Binde verschließt die Wunden meines Herzens. Die Zeit ist krank und will geheilt sein. Mit Anatomie habe ich mich schon beschäftigen müssen, mit Pulvern von allerlei Mineralien und Pflanzensäften habe ich gearbeitet, wohlan, so will ich nun Pulver und Säfte machen lernen.

So dachte er und ging, wenn auch mit nicht geringer Selbstüberwindung, zu Salust Peruzzi, dem berühmtesten Lehrer der Naturwissenschaften, um sich ihm als Famulus anzutragen, denn das Latein, das er einst in der Schule gelernt, hatte er noch nicht vergessen. Alles Grauenhafte, was er je von dem unheimlichen Treiben des gelehrten Mannes am Windofen und am Secirtisch gesehen und gehört, drängte sich jetzt abschreckend in seinem Gedächtniß zusam-

men. Unwillkürlich faßte er an die Stirn, ob sie noch blute, und erinnerte sich, als wenn es gestern geschehen, wie er als Knabe, da er in der Nacht einst den erleuchteten Kellerfenstern vorbeiging, von Neugierde getrieben den Kopf durch das Eisengitter zwängte, wie er von der Lampe blaß beleuchtet, einen aufgeschnittenen Leichnam sah, Leute um ihn mit Messern und Schlächterschürzen. Als wenn die Messer ihm selbst drohten, zog er den Kopf zurück und streifte sich die Stirne wund. Er wußte von dem schauerlichen Scherz, daß der neuaufgenommene Schüler mit den alten aus einer frisch abgesägten Hirnschale Brüderschaft trinken mußte. Er wußte, wie Peruzzi die Gerippe, die vor seiner Studirstube Wache hielten, als dienstbare Geister benutzte und, wenn er aus den Vorlesungen kam, dem einen seinen Priesterhut aufdrückte, dem andern seinen Mantel umwarf. „Wie kömmt er zu all den Leichnamen?" fragte die Menge mit bangem Entsetzen, da lange

kein Verbrecher hingerichtet war. Es verlautete, daß er seinen vertrautern Schülern ein eidkräftiges Versprechen abnahm, und man grübelte warum. Nachbarn hatten des Nachts mehr als einmal gesehen, wie Vermummte, die schwere, lange Kasten trugen, still in den Keller eingelassen wurden. In einem der schaurigen Knochenmänner wollte man an der etwas niedrigen Hüfte, an den schief gewachsenen Vorderzähnen bestimmt einen bekannten Obstverkäufer wiedererkennen, der doch ein ehrliches Begräbniß erhalten hatte.

Die liebreiche Aufnahme, die ihm von Seiten des neuen Lehrherrn wurde, drängte bald alles Unangenehme zurück, das seine Einbildungskraft so heftig bewegt hatte. Gewohnheit schleift das Schreckhafte ab. Er fand sich leichter, als er es gedacht, in die neue Lage der Dinge. Bald glaubte er selbst, was er so oft hören mußte, daß die Kunst nur ein verwahrlostes Stiefkind der Wissenschaft sei und daß

allein die Baukunst, die dem Leben mehr als eine unnütze Zierde gewähre, als gerechtfertigt erscheine. Mehr als den Vortheil sah Peruzzi eine Befriedigung der Eitelkeit darin, jedes halbe Jahr das Heer wachsen zu sehen, das er zum Tempel des Äsculap leitete. Es war ihm eine nicht kleine Genugthuung, fähige Jünglinge, die unschlüssig dieses und jenes erwählt, endlich an seinen Lehrstuhl gebannt zu sehen. Erwünscht war es ihm, dem verhaßten Sodoma einen geschickten Schüler zu entfremden. „Werde, mein Sohn, ein Arzt," sagte Peruzzi, „und es folgt dir Ruhm und Ehre; hättest du länger der Malerei obgelegen, dein Lohn wäre Schimpf und Verdammniß gewesen, wie sie Sodoma erntet. Peruzzi konnte es nicht verschmerzen, daß die Akademie der Rüpel sich erkühnt hatte, auch sein Wirken vor ihr strenges Gericht zu ziehen und es mit Spott abzufertigen. Es war bekannt, daß er, ein eifriger Alchymist, sich zerquälte, das Queckſilber als einen

festen Körper darzustellen, und bei allen Versuchen, das Geld durch den Schlot zu jagen, nicht klug wurde. Sodoma zeichnete auf einem Blatt, das mit witzigen Versen verbrämt war, wie Jupiter und andere Götter, mit Hülfe der Frau Juno, sich anstrengen, den Merkur gefrieren zu machen; da es ihnen nicht gelingt, so beschließen Vulkan und Pluto, den Vielbeweglichen zusammenzuschmelzen, allein der Gott der Liste geht durch den Rauchfang davon. Die Erfindung verbreitete sich durch vielfache Durchzeichnungen in der Stadt. Balthasar Peruzzi sah eine solche, und, obwol sein Sohn die Kränkung bitter empfand, so konnte er das Ding nicht anders als mit beifälligem Lächeln betrachten.

---

Noch immer war in Rom keine Ordnung, keine Ruhe, noch immer weigerte sich der eingeschlossene Papst, der bereits mit den Cardi-

nälen, die seine Leiden theilten, das letzte Brot brach, sich den Händen der Feinde auszuliefern. Trompetenstöße foderten auf zur Übergabe der Engelsburg, aber als trotzige Verneinung stieg von ihren Zinnen der Pulverdampf gelöster Stücke empor.

Balthasar Peruzzi schweifte mismüthig durch die Straßen. In der Handschrift des Vitruv war ihm diese auffallende Bestimmung, jene zweifelhafte Angabe aufgestoßen. Es verlangte ihn, an alten Bauwerken nach einer Bestätigung oder Aufklärung umherzuspähen, aber in Siena fand er sie nicht. Er fühlte in sich die Kraft, die untergegangenen Wunder der Welt wieder ins Leben zu rufen, aber seine Hände waren gebunden. Aus Überzeugung rieth er seine Landsleute davon ab, Summen auf die Befestigungswerke zu verwenden, die nicht mehr als die Feinde durch ein unnützes Aufhalten zu reizen vermochten.

Als er so ging, kamen drei Fremde des

Weges. Der mittlere, dessen ehrwürdiges Wesen und ehrwürdige Tracht ihn sogleich als einen geistlichen Oberhirten verriethen, war ihm unbekannt. Mit kindlicher Behutsamkeit wurde der Alte von einem jungen Mönchlein geleitet. In dem rüstigen Herrn links begrüßte der Baumeister seinen Beschützer, den Kaufmann Augustin Chigi, und bald erkannte er im Jünglinge einen, zu seiner nicht geringen Verwunderung metamorphosirten Schüler, Cäsar von Mailand. „Seid Ihr auch hier?" redete ihn Chigi an. „Nicht wahr — uns Beiden gefällt es in der Heimat nicht. Aber seid guter Dinge, Rom, wie so oft, wird über das Elend triumphiren und die gesunkene Weltstadt soll sich alsdann an den Talenten sienesischer Künstler erheben und größern Glanz gewinnen als zuvor. Die neuen Gothen und Vandalen sorgen dafür, daß Meister Balthasar Arbeit erhält. Nicht alle Schüler, wie der, sind Euch verloren. Die Tauben, in die der Geier gestoßen, werden sich

wieder zusammenfinden, wenn Ölblätter zu brechen sind und die sieben Berge frei aus den verlaufenen Fluten hervorragen."

Da der zurückstehende bejahrte Geistliche, es war der Ordensgeneral Dominikus da Leccio, von Balthasar Peruzzi hörte, denn sein Name war auch zu seiner Kunde gekommen, so trat er vor und klopfte ihm zum freundlichen Empfang wohlwollend auf die Schulter.

Der Regentage vergessen wir schnell beim Sonnenschein. Die Erinnerung des Schutzes und Segens, der ihm durch die Kunstliebe des hochverehrten Chigi einst geworden, verklärte sein Antlitz. Chigi, der im Aufwande mit einem Julius II. und Leo X. wetteifern konnte, als seine Finanzgeschäfte glänzenden Fortgang hatten, der nicht als Kaufherr lebte, sondern als Fürst im Palaste, den Peruzzi ihm an der Tiber prachtvoll gebaut und eingerichtet, der einen kostbaren Hofhalt führte, derselbe mußte jetzt, seine Schätze roher Raubgier preisgebend,

sich einer mühseligen Flucht unterwerfen. Die Zeit lag fern, da Chigi den heiligen Vater, der eine Mahlzeit bei ihm einzunehmen geruhte, mit Papageienzungen bewirthen konnte, das goldene und silberne Tischgeräth war verschwunden, wenn nicht den Falkenblicken der Feinde die silbernen Teller entgingen, die nach einmaligem Gebrauch auf Befehl des Hausherrn in die Tiber versenkt waren. Auf ihnen hatte der Papst gespeist, und Niemand sollte es nach ihm. Dennoch sah der edle Chigi von den Trümmern des Alten mit erhebender Zuversicht einer glücklichen Gestaltung des Neuen entgegen. Wenn ihn etwas mit Besorgniß erfüllte, so war es das Schicksal der unvergleichlichen Wandgemälde, mit denen ein Rafael und Sodoma die Wände seines Palastes geziert hatten. Wie eilfertig er sich auch zur Abreise rüstete, so vergaß er nicht, seine beweglichen Kunstwerke sicher zu bergen. Eines, das stets in seinem Schlafgemach hing, führte er mit sich. Es war das

Bildniß Pius' II., des ersten Sienesen, der die Mitra trug, die seine Mutter als Wöchnerin schon über des Knaben Haupt gesehen. Die Wahlsprüche des gelehrten Kirchenfürsten waren auf dem Gemälde in goldenen Buchstaben zu lesen: „Wenn der christliche Glaube," so lautete einer, „auch sich nicht durch Wunder bewahrheitet hätte, so müßte er um der erhabenen Gesinnung willen angenommen werden." Ein anderer: „Das Leben ist dem Freunde, der Neid dem Tode zu vergleichen." Ein dritter: „Lügen ist knechtisches Vergehen." Täglich ruhten Chigi's Blicke auf den edelmüthigen Zügen des großen Mannes. Auch deine Ältern, dachte er für sich, lebten in der Verbannung, aber kein Zwang hemmte den Schwung des Glückrades. Hinabrollend gewann es die Kraft, zur Höhe zu steigen. Was einem Piccolomini gelang, kann auch einem Chigi gelingen. Wenn nicht meine Söhne Geistliche werden wollen, so können es die Enkel, und jeder Bettelmönch kann Christi

Statthalter werden. Der hochfahrende Kaufherr täuschte sich nicht in seiner kühnen Erwartung, und wirklich bestieg ein Nachkomme seines Namens den apostolischen Thron. — Von Rom in nächtlicher Stille entweichend, hatte er in Chiusuri einen gastlichen Zufluchtsort gefunden. Hier wohnte er eine Zeitlang. Als aber die kriegerischen Räuberbanden auch selbst das Kloster beunruhigten, setzte er seinen Wanderstab weiter, denn er wußte, daß Millionen gefodert würden, wenn er in Feindes Hand geriethe.

Die drei Ankömmlinge hegten eine gleiche Verehrung für die Kunst, aber auf ganz verschiedene Weise sprach sie sich aus. Chigi, von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, ließ dennoch seinen Palast, den er in Siena besaß, verlassen und öde verfallen. Er wollte in Rom leben und sterben, aber als Sieneſe. Durch ihn sollte das Interesse seiner Heimat innig an Petri Stuhl geknüpft werden und sie dadurch alle Städte in Etrurien und im Kirchenstaat

überragen. Vornehmlich sollte die Kunst, von Sienesen ausgeübt, in siegprangender Pracht Alles, was in Rom geleistet war, überstrahlen. Dominikus da Leccio, den mit seinem jugendlichen Begleiter die Lombardei geboren, sah in Siena seine Vaterstadt. Im Dome daselbst seinem Gotte dienend, hatte er von dem untersten Grade sich zur bischöflichen Würde emporgeschwungen. Er kam hieher, um durch Aufstellung eines neuen Altars dem Tempel seine unverlöschliche Dankbarkeit zu bezeigen. In Chiusuri raunte man, daß auch ihn Furcht von der Heerde treibe, allein er selbst hatte sich eines Andern überredet. Und was er sagte, konnte im Munde des würdigen Gottesmannes nie ein falsches Zeugniß sein. Zum Begleiter hatte er unter den Klosterbrüdern einen ehemaligen Künstler gewählt, damit dieser ihm bei der bildlichen Ausschmückung des Altars mit Rath und Urtheil zur Hand ginge. Cäsar war einst hochfährtig, wie jetzt demüthig. Seiner Prachtliebe

war kein Kleid reich genug, das er jetzt mit dem härenen Gewand vertauschte. Nur das Außerordentliche der Erscheinung hatte er im Auge, da er den Ruhm eines Edelmannes mit dem eines Künstlers vereinigen wollte. Allein er lernte genug, um die abschreckende Größe und Würde der Kunst zu begreifen. Jedoch war er nicht ohne Geschick, und als Peruzzi in Ostia im Hauptthurm der Festung verschiedene Schlachtgemälde malte, ganz in altrömischer Weise, sowol was die Kriegführung als die Rüstungen und Waffen betrifft, leistete ihm Cäsar wesentliche Beihülfe um so mehr, als die schöpferische Macht des Meisters stillschweigend ein fügsames Anschließen bedung. Cäsar war Zeuge, wie die ersten Kunstwerke durch die Hand der Barbaren untergingen. Wie trauernd Marius auf Karthagos Trümmern die eigne Hinfälligkeit ersah, starrte er stumm vor sich hin. So Großes zu schaffen, gestand er sich, kann nur einmal dem menschlichen Geist gelin-

gen. Jede Nachbildung ist unzulänglich und die beste übt eine Grausamkeit aus, wenn sie durch hinreißende Ähnlichkeit uns die ganze Herbigkeit des Verlustes zeigt. Er schwur, nie einen Pinsel zu berühren, nie Rom wieder zu betreten, als er das Weite suchte. Im Olivetanerkloster in Chiusuri legte er seinen Wanderstab nieder und ließ sich in eine stille Zelle einschließen. Wie er den Staub von den Füßen schüttelte, warf er von den Schultern den prahlerischen Mantel, der dem eiteln Sodoma als ein theures Vermächtniß zufiel.

Der junge Mönch sah mit der mitleidigen Selbstgefälligkeit, die sich gewöhnlich in die Züge der Neubekehrten einprägt, zu Balthasar Peruzzi, und dieser, wenn er auch ein stilles Verwundern nicht bergen konnte, gab ihm durch seinen Blick zu verstehen: du hast das beste Theil erwählt. Aber er war bald andern Sinnes. Dem Mann, der ihn, den Hülflosen, einst auf römischem Boden durch Vertrauen er-

hob, durch großartige Bestellungen als Meister in die Kunstwelt einführte, klagte er seine Noth und erzählte ihm, wie sich die ihm zugesicherte Aussicht zur Errichtung einer Kapelle zerschlagen habe. „Noch bin ich nicht ganz arm!" rief Augustin Chigi und zog sich am greisen Bart, als wollte er die stolz sich aufsetzende Lippe im Zügel halten. „Meine Landsleute sollen einsehen, wer ich bin. Kommt mit mir und durch drei Zeilen hebe ich alle Hindernisse des Baues hinweg." Peruzzi folgte ihm gern und jener machte sich anheischig, das Fehlende zu der erfoderlichen Summe hinzuzufügen, wenn die St. Katharinenkapelle von ihm und sonst von keinem Andern aufgeführt würde.

Jacob Pacchiarotto, den die Veränderung der Dinge durchaus nicht angenehm überraschte, wollte neue Einwendungen machen, Baccio aber trat als siegreicher Vermittler ein und stellte ihm vor, daß er, wie die Sachen ständen, sich nie mit der Hoffnung schmeicheln könne, die

Wandgemälde aus dem Leben der h. Katharina, wozu er die Cartons schon gezeichnet, je auszuführen, daß Augustin Chigi, ein Sieneſe, durch den bedeutenden Beitrag gut machen wolle, was er dadurch, daß er ſeiner Vaterſtadt ſich ſo lange fremd gezeigt, verſehen habe, daß er keiner von Adel, ſondern nichts mehr als Kaufmann ſei, dem die Aufnahme in die Brüderſchaft der h. Katharina in keinem Fall verweigert werden könne.

Der Baukünſtler fand jetzt keine Zeit, den Vitruv zu leſen, noch weniger, müßig umherzuſpazieren. Zugleich wurden die Grundſteine gelegt und die Säulen bearbeitet, zugleich richtete der Zimmermann die Balken zur Bedachung zu und der Tiſchler ſägte das Holz zu Fenſtern und Thüren. Täglich mehrte ſich die Zahl der Arbeiter und in raſtloſem Treiben rückte das Werk mit jedem Tage ſchneller vor. Auguſtin Chigi ſah ihm gern zu, und es freute ihn, daß ſein Geld, das in den verhängnißvol-

len Zeitläuften schwer im Kasten drückte, im Umkreise des Bauplatzes wenigstens lustig cursirte, viele Capitalien gab er als verloren auf, aber nicht dasjenige, das er an die Katharinenkapelle verwendete.

Dominikus da Leccio hatte seine Gunst von dem leichtfertigen Sodoma abgezogen und sie dem bedächtigen Beccafumi zugewendet. Noch war Chiusuri von den Schwänken voll, die Sodoma angegeben, da er im Benediktinerkloster malte. Zum Spaßen war er immer gleich aufgelegt, nicht aber zum Arbeiten, wie dieses deutlich an den Wandgemälden wahrzunehmen ist, die die Thaten des h. Benedikt verherrlichen sollen. Trefflich ist dasjenige, wo der Heilige von Nursia von seinen trostlosen Ältern sich trennt, um in Rom den Studien obzuliegen. Ein Nachtstück, wie dermalen sie die Wirklichkeit vielfach darbot, zeigte die Erstürmung des Klosters Monte Cassino. Dem frechen Räuberhandwerk, das das Kriegsvolk verübt, leuch-

ten nur die Flammen des in Trümmer zusammenstürzenden Tempels, als wenn es das Tageslicht scheute. Am gelungensten war aber das Bild, das der Künstler weislich hinter dicht verhängtem Gerüst malte und das bei seiner Enthüllung so viel Anstoß gab, daß die gerechte Bewunderung nicht laut zu werden wagte. Ein Misgünstiger, so erzählt die heilige Sage, eifersüchtig auf die Wunderwerke des h. Benedikt, auf die siegreiche Verbreitung seiner Lehren in alle Gegenden hin, dachte in seiner Arglist ihn von der Heiligkeit zu entkleiden. Verführerische Weiber mußten versuchen, was Zudringlichkeit vermag. Auf dem Wandgemälde sehen wir, wie drei Dirnen wollüstige Tänze aufführen zu der Musik einer ausgelassenen Paukenschlägerin, wie drei andere Blumenschnüre winden, um den Heiligen darein zu verstricken. Der aber flieht den losen, nur zum Schein verhüllten Nymphenschwarm. Mit Vergnügen dagegen schaut zu als Zeuge die Gestalt des Malers. Am hellgel-

den Mantel ist er leicht zu erkennen, an seiner Gesellschaft, die aus einem Raben und aus einem Affen besteht. Als mit gerechtem Unwillen der Ordensgeneral die Erfindung betrachtete, fragte er, der sich bisweilen wol einen Scherz erlaubte, auf die Bildnißfiguren hinweisend: „Wer ist der Affe, und wer ist der Maler?" Er wollte, daß die Vorstellung abgeschlagen würde; da aber Kunstkenner sie für die beste erklärten, begnügte er sich damit, daß Sodoma die unverschämten Weiber anständig bekleidete.

Dergleichen hatte er nicht von Beccafumi zu besorgen. Er war von ihm unterrichtet, daß das bestellte Altarblatt vollendet sei. Nicht gering war die Erwartung, mit der er und sein Reisegenoß sich zu des Künstlers Wohnung begab. Man wußte, daß er an jedes Werk den größten Fleiß setzte und daß jedes folgende das frühere übertraf. Sie klopften an, aber vergeblich. Da das Haus nicht verschlossen war, so traten sie in den Flur, und da auch hier

sich Niemand errufen ließ, so öffneten sie die Stubenthüre. Schüchtern blieben sie auf der Schwelle stehen, denn den ganzen Fußboden bedeckte eine Zeichnung, auf der der Meister kniend nach umherliegenden kleinen Entwürfen emsig arbeitete. Sie räusperten sich. Jetzt erst erhob er sich und wurde die Gäste gewahr. Erschrocken raffte er sich auf, noch mehr, als er den vornehmen Kunstfreund erblickte. Er griff zum Stuhl nach einer Masse Blätter und sie rasch neben einander legend, bahnte er einen Weg über den riesenhaften Carton. Das Altarblatt im Blendrahmen lehnte mit der Vorderseite an der Wand. Sogleich kehrte er es um und immer schweigend bat er nur mit Mienen um Entschuldigung. Die Vortretenden hatten gesehen, daß das Bild eine Fläche war, sonst hätten sie es nie geglaubt, mit solcher Rundung traten die Figuren in täuschender Erhobenheit hervor. In der Mitte stand die h. Katharina, wie sie in der Kapelle in Pisa,

zum wunderbaren Crucifix betend, Christi Wunden empfängt. Ihr Schmerz ist Beseligung. Die Strahlen des Blutes vereinigen sich zu einem Heiligenschein, in dem sich Sienas huldreiche Beschützerin verklärt. Auf der einen Seite steht der h. Hieronymus mit dem rothen Cardinalshut. Sein silberner Bart fließt ehrwürdig nieder und der Widerschein des aufgeschlagenen Evangeliums erleuchtet sein Angesicht. Der Löwe ruht zu seinen Füßen. Ihm gegenüber der h. Benedikt im Priestergewand, mit den Dornen in der Hand, in die er sich zur Abtödtung des Fleisches bettete. Zu dem Bilde gehören noch drei kleine Darstellungen, die den Altarschemel bilden. Als Christin, Heilige und Gottesbraut empfängt sie hier aus Engelshand die Hostie, dort wird ihr am Altar das Dominikanergewand angelegt, und dort endlich steckt ihr der Heiland selbst den Ring an den Finger. Der Eindruck, den das erhabene Werk auf die Beschauer machte, war zu mächtig, als daß sie

hätten sprechen können, es war ihnen so wohl, und dennoch that es ihnen weh, nicht sprechen zu können, als der Maler mit bescheidenem Blick sie um ihr Urtheil fragte. Endlich brach der Jüngling in Worte des feurigsten Entzückens aus. „Ist Rom, das verbannte," rief er, „von den Bergen in Sienas Fluren herabgestiegen, feiert der Geist der verstorbenen Meister in der Flamme der Verwesung sein Verjüngungsfest?" Beccafumi sah zum Ordensgeneral und sah mit Freude, wie seine Züge mit beistimmender Wohlgefälligkeit das Gesagte begleiteten. Lange stand er und, als wenn das Altarblatt nicht sein Eigenthum wäre, strebte er vor dem Scheiden mit nimmer sattem Auge den heiligen Schatz in seine Seele zu fassen. Daß er es abholen, bald abholen lassen wollte, war eigentlich Alles, was er mit dem Meister sprach, der so viel Dankes sich bei ihm erworben. Die Geistlichen gingen und Beccafumi, durch den Beifall zu erhöhtem Streben ermuthigt, räumte das lose

Papier fort und bückte sich zum Geisteskinde nieder, um herzend mit ganzer Hingebung es groß zu erziehen. Kaum hatte er den Geist in die abgebrochene Gedankenreihe wieder eingelenkt, kaum zeichnete er wieder mit still glühendem Eifer, so öffnete sich die Thüre aufs Neue, und aufs Neue zeigte sich der Ordensgeneral und sein Begleiter. Beccafumi, so schwer es ihm auch war, nach der gebückten Stellung die gerade wieder anzunehmen, beeilte sich, den Gästen aufzuwarten und ihren Füßen das Papierlager unterzustreuen. „Kehrt das Bild um," begann in gutmüthiger Laune der Ehrwürdige, „denn ich bin darein verliebt, und wie Verliebte nur immer das Eine suchen und alles Andere darüber vergessen, so geht es auch mir. Mein junger Freund hat Recht, Euer Werk soll die tägliche Weide meiner Andacht sein und muß daher in meinem Kloster prangen. Doch soll der Dom hieselbst mir darum nicht zürnen und die Zierde, die ich ihm gelobt, soll ihm wer-

den, wenn Ihr mir Euern Beistand nicht versagt. Malt mir, ich bitte Euch, das Bild noch einmal." „Ich male keines zweimal," erwiderte der Künstler ebenso bescheiden als bestimmt. „Nun gut," fuhr jener, wenn auch etwas betreten, fort, „so erfindet etwas Neues, aber dieselbe Heiligkeit, dieselbe reine Schönheit muß das Gebilde umwehen, es muß strahlen in gleicher Farbenpracht; wahrlich, bei Euch lernt man, wie weit es die Ölmalerei jeder anderen zuvorgethan hat." „Ich male nicht mehr in Öl," sagte leise Beccafumi. Die Hörenden konnten ihrer Verwunderung nicht Herr werden und dennoch nicht zweifeln, daß, was sie vernahmen, ernstlich gemeint war. Und in der That war es ihm fern, zu scherzen.

Jacob Pacchiarotto war durch seine unzeitigen Reden so in ihn eingedrungen, daß er, der fern von Widerspruch, in jedem Vorwurf etwas Wahres empfand und es sich zu Herzen nahm, die Überzeugung zu theilen glaubte, es sei durch

die Ölmalerei der heilige Ernst in eitles Spiel ausgeartet. Der Wassermalerei gab er schon darum den Vorzug, weil sie nicht durch ein Nachdunkeln der Farben, wie die Ölmalerei, ein Schattenbild von dem zurückläßt, was sie gewesen. Beccafumi malte nach Beendigung des Altarblattes nur in Wasserfarben, aber nicht wie der längst vergessene Guido von Siena es Anno 1221 getrieben, sondern mit der unbefangenen Auffassung der Natur, dem offenen Auge für das Schöne. Ein wahrlich preiswürdiges Werk war die kleine Tafel, die er für die Brüderschaft des h. Bernhardinus gemalt. Pacchiarotto, der, indem er die Kindheit der Kunst zurückbeschwur, selbst in die Kindheit verfiel, lobte sie nicht, weil er auf ihr den Staub und den Rauch alter Jahrhunderte vermißte. Beccafumi brachte es zum Vorschein. Unsere Frau, von Heiligen umgeben, erscheint auf ihm in würdevoller Größe. Aber Dominikus da Leccio vermochte nicht gerechtes Lob zu

zollen, weil zuvor, wie er sich ausdrückte, das Altarblatt mit der h. Katharina umgekehrt werden müßte. „So muß denn dieses," sagte er, „in den Dom wandern, da Ihr kein anderes mir malen wollt und ich das Gelübde, zu seiner Verherrlichung nach besten Kräften beizusteuern, nicht brechen kann." „Überfüllt ist unser Dom mit Altären," fiel Beccafumi mit jugendlicher Lebhaftigkeit ein, „warum wollt Ihr den Platz durch einen neuen nur noch mehr beengen. Liegt Euch die Schönheit des Domes am Herzen und ist es Euch um ein Denkmal für ewige Zeit zu thun, so laßt mich, Ihr seid ja reich und könnt es, einen marmornen Fußboden in ihm legen, wie ihn die Welt noch nicht gesehen. Schaut einmal her!" Indem er es sagte, kehrte er das Altarblatt um, als wenn er es vor dem entstehenden Staub schützen wollte, und hob hier und da ein Blatt auf, um eine Vorstellung grau in grau in mehr als lebensgroßen Figuren ihren vollendeten Theilen nach zu zeigen.

„Dies ist der Carton zum Fußboden! Was sagt Ihr zu diesem Moses?" rief er in einem Tone, der die Selbstgefälligkeit des Erfinders nicht verkennen ließ. „Dies Bild soll sich versteinern, damit es lebendig werde und das Auge der Nachwelt sich in der Fläche spiegele, wenn die Farben der Altarblätter längst verloschen sind." „Seid Ihr auch ein Bildhauer?" fragte überrascht Dominikus da Leccio, indem er mit Andacht die Vorstellung auf dem braun geräucherten Papier betrachtete, auf dem die Riesengestalten, mit Kohle und Kreide gezeichnet, sich in ergreifender Wahrheit hervorhoben. Als Erwiderung auf die Frage wies Beccafumi auf ein Bild hin, das an die Wand gelehnt war und das einen Kopf grau in grau enthielt. In einem plumpen Rahmen mit starken Schrauben war es nicht geeignet, die Aufmerksamkeit besonders zu reizen. Die beiden Beschauer erkannten die Schönheit in dem Antlitz Mosis, dessen wie Strahlen sich ausbreitendes Haupt-

und Barthaar die feurige Begeisterung seiner Mienen theilte, sie erkannten, wie Alles hier in sauberster Vollendung ausgeführt war, was auf dem Carton nur mehr angedeutet war. „Diese Farben sind dauerhaft," sagte der Künstler, indem er auf das Bild schlug, sie scheuen nicht den Staub und das Sonnenlicht." Jetzt erst bemerkten jene, daß mit unglaublicher Kunst der Kopf von weißem, schwarzem und grauem Marmor in allen Farbenabstufungen zusammengesetzt sei. Die Umrisse waren nicht stärker als diejenigen, die man auf Beccafumi's Kupferstichen sah, denn auch als Kupferstecher und Formschneider zeichnete er sich rühmlichst aus. Die Verschmelzung des Verschiedenen zu einem Guß war so innig, daß nicht mehr als das Auge des Ordensgenerals sein Finger, der wohlgefällig über die Spiegelfläche fuhr, die Zusammenfügung erkannte. „So soll das Ganze werden, der ganze Fußboden des Doms, wenn Ihr mir, ehrwürdiger Herr, die Mittel gebt."

Und mit steigender Erhebung fuhr der sonst Schweigsame fort: „Des alten Duccio Segen wird auf dem Werke ruhen und das Gelingen sichern. Wie auf wohlgeartete Nachkommen wird sein Geist auf die herniederblicken, die der Väter Beispiel ehren."

Man hört, daß wieder Pacchiarotto, und diesmal keinen schädlichen, Einfluß auf ihn äußerte. „Was sind wir," sagte dieser auf seine rücksichtslose Weise, „und was waren die Künstler zu Duccio's Zeit? Duccio, du Zeitgenosse Giotto's, wer thut es dir nach, der den Grund zu Sienas geistigem Ansehen legte? Wie einst die Griechen aus dem trojanischen Roß, gingen plötzlich die Künstler aus deiner Werkstatt hervor und die Mauern der Stadt erfüllte ihr Ruhm. Was hätte er geleistet, wenn nicht der Tod ihn über der Ausführung des marmornen Fußbodens überrascht hätte, dessen Bruchstücke uns im Dom mit ebenso viel Freude als Wehmuth erfüllen müssen. Wie nimmt

sich dagegen der mit Backsteinen gepflasterte Grund aus! Das ist der Abstand zwischen ihm und uns." Beccafumi, der sonst theilnahmlos auf Duccio's Marmorwerk geblickt hatte, verfügte sich jetzt in den Dom, in dessen Bauhütte noch all die Steinplatten, wie sie bei Siena zu dem Ende gebrochen waren, über einander gehäuft lagen. Die meisten waren grau, die eine dunkler, die andere heller. Da Duccio starb, hatten die Neun vergessen, was sie einst mit so großem Eifer betrieben. Die Neun, die jetzt das Heft der Regierung führten, waren derzeit am wenigsten in der Stimmung, Summen zur Verzierung des Doms auszusetzen. Beccafumi betrachtete die gut gemeinte Marmorarbeit und lächelte, als er im Chor über der steifen Figur einer knienden Jungfrau des Meisters Namen in Mönchsschrift las. Diesem war es genug gewesen, unbeholfene Umrisse in die Steinplatte zu bohren und die Vertiefungen mit schwarzem Kitt auszufül-

len. Beccafumi sah und dachte nach, wie auf eine den Schönheitsfoderungen gemäße Weise, würdig der Erhabenheit der Hauptkirche, der Fußboden gelegt werden könne. Und er eilte zu den Steinmetzen und besorgte sich passende Marmortafeln, er eilte zu seinem Freunde, dem erfindsamen Goldschmied Giuliano und nahm seinen Rath zu Anfertigung von Geräthschaften in Anspruch, er eilte nach Hause und zeichnete von früh bis spät, so viel es die Bestellungen zuließen. Die abmahnenden Bekannten, die ihm zu bedenken gaben, wie zur Verwirklichung seines Gedankens jetzt gar keine Hoffnung vorhanden sei, hielten ihn nicht ab, in dem Moseskopf zu zeigen, was er leisten könne, in der Zeichnung, was er leisten würde.

Der Ordensgeneral, wenn er auch über der Beschauung des Steinbildes und des Cartons sein Altarblatt vergessen hatte, schüttelte dennoch bedenklich mit dem Kopf, denn allzu um-

fassend, zu kostbar schien ihm das Werk, dessen Größe nach der Zeichnung, die nur einen kleinen Theil des Beabsichtigten darstellte, zu ermessen ihm vorlag. Aber trefflich nannte er Alles. Moses schlägt mit dem Stab an den Felsen und viel des Volks eilt herzu, um zu schlürfen und zu schöpfen von der hervorsprudelnden Flut. Vortrefflich sind drei wunderschöne Knaben, die mit einem Hund ihr Spiel treiben. Man sieht, wie der eine in fröhlichem Übermuth die Schnauze des Thieres, das er am Kopf und Halse hält, ins Wasser getaucht hat, und wie es sich schüttelt, da es genug genossen. Wie war Alles dem Leben so treulich abgeborgt!

Beccafumi, sonst immer in den vier Pfählen, ging jetzt alle Tage, wenn die Mittagssonne am stärksten brannte, zu dem fern liegenden Brunnen Blanda. Hier, während ihm der Schweiß von der Stirne troff, beobachtete er das Treiben um denselben. Er sah hier, wie

mit sehnsuchtsvoller Begierde, von siechem Durste gequält, ein Mädchen die erquickende Flut in einem Gefäß schöpft, wie ein Jüngling aus einer Schale trinkt, ein Bettler aus der Hand schlürft, wie der Hirte das verdürstende Vieh zu der Rinne treibt. Freude verklärte die Gelabten. Alles dieses zeichnete er verstohlen ab und wählte aus dem Vielen das Dankbarste zu seiner Erfindung. Sodoma nahm es Wunder, den Nachbar in einer Zeit, wenn jeder den Schatten suchte, lustwandeln zu sehen, und begierig den Grund zu wissen, schickte er ihm eines Tages die drei Lehrlinge nach, die der Hund begleitete. An den Brunnen gelangt, war es das Erste, daß diese sich an dem klaren Wasser weidlich thaten und auch den Hund bedachten. Sie sahen den Meister zeichnen und warteten. Da es ihnen zu lange währte, erkundigten sie sich bei ihm selbst, was er hier treibe. Beccafumi errieth, in wessen Namen sie fragten, und antwortete ihnen: „Dankt

eurem Herrn und sagt ihm, daß ich aufschreibe, was ihr hier treibt."

---

Der einsichtsvolle Augustin Chigi schätzte den Baumeister Peruzzi nicht höher als den Maler Sodoma. Wie er sich die Verherrlichung der h. Katharina etwas kosten ließ, so wollte er auch das Andenken seines Namensheiligen ehren und ein Bild in die Kirche des h. Augustin stiften, um für die Abwendung drohender Gefahren dem Himmel seinen Dank darzubringen. Allein Sodoma ließ sich lange nicht zu Hause antreffen. Niemand wußte, wo er geblieben war und wann er heimkehren würde. Eines Tages, da er ihn lange vergeblich aufgesucht, sah ihn Chigi kommen, aber in welchem Aufzuge! Ein kleiner langhaariger Gaul, kaum größer als ein Fleischerhund, trug ihn, während ein Affe in rother Jacke auf dem stattlichen Nebenpferde saß. Demüthig schleifte jener mit

den Füßen bis beinahe an die Erde und hing den Kopf gebeugt vor sich hin. Das Steinpflaster schien den Berberhengst wie die Rennbahn zu brennen, und nur mit Mühe bequemte er sich zum kurzen Trott. Er wieherte und die Stallthüren öffneten sich. Sodoma sprang vom Sattel und klatschte zum Abschiede mit der flachen Hand auf die Kruppe seines gedrungenen Thieres. „Ritter Sodoma!" rief ihm Chigi lachend entgegen. „Nichts mehr von Ritter, nichts mehr von Sodoma!" war des Malers ernste Antwort. „Und warum denn nicht?" fuhr jener im angeschlagenen Tone fort, „hat Euch nicht der h. Vater, der hochselige Leo selbst, zum Ritter ernannt für das Bild einer nackten Lukrezia, nur um den Leumund zu stillen, der Euch nachsagte, daß Euch weibliche Figuren nicht gelängen? Und seit wann sind Eure keuschen Ohren so empfindlich gegen den Namen Sodoma?" „Seit vorgestern," erwiderte er.

Er war in Florenz gewesen und hatte die lustigen Tage vollauf genossen. Sein gelber Berberhengst zeigte, daß die Ehre seines Herrn die eigene sei. Die Schlagbäume fielen, die die unbändig sich bäumenden Pferde hemmten, und fünf an der Zahl durchflogen die breite Straße zum Pratothore. Das Roß des Sienesen blieb anfangs zurück, aber sein närrischer Reiter, der wohlabgerichtete Affe, schlug mit den herabhängenden Riemen des Geschirrs muthig darauf los und stachelte es mit den Eisenspitzen an den Enden zur schäumenden Wuth. Es überholte alle und „Sieg, Sieg!" rief man dem Gelben entgegen, als der letzte der Nebenbuhler noch auf halber Bahn mühsam keuchte. Mit dem Palio des feuerrothen Seidenzeuchs war der Altan der Preisrichter geflaggt. Sehnsüchtig flatterte es hin, um sich den vielen Gewinnen beizugesellen, die Sodoma vom Wettrennen heimgebracht hatte. „Wer ist der Besitzer des vordersten Pferdes?" fragten die Preisrichter, und

die daneben stehenden Sieneſen riefen: „Sodoma.“ „Sodoma,“ wiederholte ein tauſendſtimmiges Echo und „Sodoma!“ tönte es, von einem ſchallenden Gelächter begleitet. Der Tumult ſchien ſich zu ſtillen, nur um deſto lauter ſich zu erneuen. Der Affe, ſich angſtvoll zuſammenkauernd, krallte ſich in den Hals des Berberroſſes ein, dieſes ſtutzte, und ein Rappe, der mehr als eine Naſenlänge hinter dem Voreilenden zurückgeblieben war, erreichte den Zielpfahl. Trompetengeſchmetter feierte ſein Kommen. Allein von Neuem erhob ſich der Ruf: „Sodoma!“ und überſchallte daſſelbe. Die Preisrichter, würdige Männer, erhoben ſich von ihren Sitzen. „Was ſoll das Schreien des unanſtändigen, ſchmuzigen Namens! Bringt ihn hinweg, der den Anlaß zu dem ſchandbaren Auftritt gab.“ So ſprachen ſie vom Altan herab, und das Volk, den Schimpf erkennend, der dem Feſt geworden, drohte, das unſchuldige Pferd, den unſchuldigen Affen und den nicht

weniger unschuldigen Besitzer zu steinigen, der als vermeintlicher Sieger herbeigekommen war. Er hatte Mühe, sein eignes Leben und das seiner Thiere zu retten, und schlüpfte eben zur rechten Zeit durch das Gedränge hinweg. Sodoma, da er sich in Sicherheit sah, wollte den Groll hinweglachen, aber er konnte es nicht, einen so widerwärtigen Eindruck hatte der Vorgang auf ihn gemacht.

Erst im Verlauf eines längern Gesprächs war seinem Gönner, der sein Vertrauen besaß und verdiente, es möglich, ihn auszuholen und den Grund der Niedergeschlagenheit zu vernehmen. Er nahm den herzlichsten Antheil an seinem Schicksal, um so mehr, da er sich daran erinnerte, wie Sodoma, als besiegt und geschlagen, einst so gar kläglich von Rom abzog, er, dem es nicht schwer sein konnte, sich neben den größten Künstlern zu behaupten. Damals schmückte die dreifache Krone den thatkräftigen Julius II., der, Rovere (Steineiche) war sein

Familienname, sich lieber mit dem Schwert als mit dem Gebetbuch darstellen lassen mochte. Derselbe lud Maler ein an seinen Hof und übertrug ihnen, die Zimmer des Conclave würdig zu verzieren. Augustin Chigi versäumte nicht, seinen Landsmann der höchsten Huld zu empfehlen. Sodoma malte, und in einem herrlichen Deckengemälde zeigte er seine Überlegenheit über seine Mitbewerber; diese waren Florentiner und er ein Sieneſe. Da wußte ein viel vermögender Baumeister aus Urbino, Bramante, seinem Vetter, dem unbärtigen Rafael Sanzio, einen Theil der Arbeit zu verschaffen. Der Papst, voll freudiger Verwunderung über die Meisterschaft des Jünglings, befahl mit rücksichtslosem Eifer sämmtliche andere Maler zu verabschieden und ihre Frescobilder abzuschlagen. Rafael hatte Ehrfurcht vor Sodoma's Erfindung, und die schönen Arabesken beibehaltend, begnügte er sich, in vier Kreiseinfassungen neue Figuren zu malen. Seitdem hatte

der sieneſiſche Künſtler keine Freude mehr an Rom, nicht mehr an den unſterblichen Werken, die er dort ſchuf. Chigi's kleiner Palaſt an der Tiber (Farneſina genannt) erhält durch ſie einen bedeutſamen Vorzug vor den größten. Wer hat Alexander's, des Welteroberers, Ruhm ſchöner verkündigt als Sodoma in dem Wandgemälde, wo der gefangenen Familie des Perſerkönigs der Sieger als mitfühlender Freund entgegeneilt? Wer hat die jauchzende Liebesluſt anmuthiger geſchildert, als er in dem Spiel der Liebesgötter, die Alexandern in Roxane's Schlafgemach entkleiden und ihn zur Feier der Brautnacht ziehen? — Vergeblich war es, daß ihm Chigi vorſtellte, Leo X., der kunſtliebende Mediceer, werde ihm Genugthuung verſchaffen für die Kränkungen, die ihm ſein Vorgänger angethan. Sodoma ſehnte ſich nach ſeiner Vaterſtadt zurück und ſuchte ſich dort neue Beſchützer. Chigi war des Glaubens, daß nur mit der Kunſt ſich Rom aufgeben laſſe; allein er wartete umſonſt

auf seine Rückkehr zu besserer Einsicht und zur Heimat der Kunst. Seines Beschützers Großmuth und Prachtliebe, die so gern die sienesischen Künstler stützte, wurde nun auch dem Urbinaten Rafael zu Theil. Dieser starb, bevor das Unglück in Rom eindrang. Chigi theilte aber nicht die Meinung derjenigen, die mit seinem Tod auch den der Malerei betrauerten, er dachte an Sodoma und zweifelte nicht, daß, wenn auch alle Kunstblüten von den Deutschen zertreten würden, gesunde Kräfte noch vorhanden seien, um einen neuen Frühling zu entfalten.

Sodoma, aufgeheitert durch den Besuch, führte den edeln römischen Flüchtling die Treppe hinauf zu seiner Werkstatt. Den drei Knaben, in denen Chigi leicht die Modelle zu Sodoma's Engelgestalten erkannte, hieß er, so viel es für den Augenblick möglich war, Platz und Ordnung schaffen. Als er ihn vor die Staffelei zu treten bat, da ließ er wieder trübselig die Flü-

gel sinken. Die Kreuzabnahme war unvollendet, und der ungetreue Riccio hatte ihm nicht, wie er gehofft, das Kreuz abgenommen. Aber Chigi wußte aus der Klaue den Löwen zu erkennen und wurde bei dem Anblick seiner Erfindung von freudigem Entzücken erfüllt.

Was Sodoma konnte, wußte auch Balthasar Peruzzi, der, da er von seiner Heimkunft hörte, eiligst zu ihm ging. Ungern trennte er sich von dem Bau, der zur Zufriedenheit gedieh. Die Katharinenkapelle wuchs mit jedem Tage höher aus der Erde, in der das Gold, das in sie gesäet war, die volle Triebkraft äußerte. Mit den Mauern stieg auch sein Groll gegen Jacob Pacchiarotto, der in allen Dingen ihm geflissentlich widerstrebte. Der Gedanke hatte für ihn etwas Widerwärtiges, daß er die Wände ihm für seine Bilder bereitete, daß er ihm die Mittel bot zur Ausführung altfränkischer Fresken. Nur die Schönheit des Bauwerks hatte er im Auge, wenn er daran

dachte, dem Meister Sodoma die Arbeit zuzuwenden. Da die Mauern noch nicht standen, so konnte von der Malerei füglich nicht die Rede sein, wenn nicht ein Umstand ihm als wichtig und bestimmend erschienen wäre. Man wußte nicht, wie lange Augustin Chigi sich in Siena aufhalten würde, an dessen Großmuth er sofort wieder anklopfen wollte, wenn der Maler zur Übernahme der Bestellung sich bereit erklärt hatte. Waren die beiden einverstanden, so hoffte er den größten Theil der Brüderschaft für seine Absicht zu gewinnen, wie sich Pacchiarotto auch ereifern und erboßen mochte. Er trat bei Sodoma ein. Es war ihm nicht angenehm, ihn nicht allein anzutreffen, wenn er auch zur schnellsten Beseitigung der Angelegenheit die Gesuchten bei einander fand. Dazu kam noch, daß Chigi ihn mit der Frage empfing, wie es mit dem Bau ginge, sodaß er um einen Anknüpfungspunkt des Vorzubringenden nicht verlegen sein konnte. Eine Röthelzeichnung, auf

die sein Auge fiel, war geeignet, das Feuer gegen seinen Feind zu schüren. Sie war von Riccio's Hand und stellte mit lebendiger Wahrheit das sich so keck hervorthuende Männchen dar, in der Stellung, in der er ihm bei der ersten Berathung des Baues höhnisch gegenüber stand. Sodoma und Chigi lachten über die närrische Figur, zu der der Baumeister die Erklärung gab. Er fing an von dem verkehrten Geschmack Pacchiarotto's zu sprechen, als ihn sein Beschützer mit den Worten unterbrach: „Was lohnt so viel Wesens mit ihm zu machen. Kommt lieber her und seht dieses Altarblatt! Wie Ihr auch den göttlichen Rafael erhebt und von den Todten nur das Beste denkt, so müßt Ihr bekennen, daß dieses ein wahrhaftes Meisterstück ist." Peruzzi stimmte ihm von Herzen bei. Vom Kreuz, an das zwei Leitern lehnen, wird der Heiland mit der Dornenkrone, auf dessen Lippen noch der Liebesruf der Vergebung schwebt, leise herabgelassen. Der blü-

hende Körper, von Joseph von Arimathia unter den Achseln gehalten, ruht auf einem langen Tuch, das an einen der Kreuzesarme gebunden, langsam nachgelassen wird. Unten steht Nikodemus, um ihn mit liebenden Armen aufzufangen. Neben ihm befindet sich in stiller Trauer Johannes. Verfeinert sind hier Riccio's Mienen, nur das herabwallende braune Haar ist treu nach der Natur. Vorn in der einen Ecke befindet sich die ohnmächtige Mutter, ihre Stellung ist zu wenig edel, ihre Züge zu greisenhaft, umgeben von den drei andern Marien, unter denen die schönste Magdalena ist, die aber weniger die Heilige als das Weltkind versinnlicht. Die Kriegsknechte, die den andern Theil des Vorgrundes einnehmen sollten, waren nur erst angedeutet. Wenn Chigi über die Gruppe der Frauen auch einen gerechten Tadel aussprach, so mußte der Maler durch sein warm anerkennendes Urtheil sich hoch geehrt fühlen, das mit dem Ausruf schloß: „Nur ein

Sodoma kann solches schaffen." „Und dennoch," sagte Sodoma abweisend, „hat die größte Hälfte ein junger Mann, Namens Riccio, gemalt, und nicht einmal unter meiner Aufsicht." „Riccio?" fragte Peruzzi voll Verwunderung, „Riccio kann so etwas machen, der sich thöricht von der Kunst zur Gelahrtheit wenden will? Er muß wieder zu Euch, damit Ihr die Welt reichlicher mit so tüchtigen Werken beschenken könnt. Da der Mäcen uns nahe steht, so kann es an Bestellungen nicht fehlen." Dieser bestätigte das Wort durch die That und trug ihm auf, ein Bild, die Anbetung der Magier, für die Augustinerkirche zu malen. Dadurch wurde der Baumeister, der auf bestem Wege war, durch Eröffnung der Sache sein Herz zu erleichtern, noch zu warten bewogen. Er empfahl sich. „Wann sehen wir uns in Rom wieder?" rief ihm Chigi nach, und er erwiderte mit einem Ausdruck, den eine hell aufleuchtende Sehnsucht verklärte: „Rom, Rom, könnte ich

in dir leben und in dir ein Grab neben Rafael Sanzio finden!" Er sagte es mit gebrochener Stimme, und seiner Rührung nicht Meister eilte er davon! „Er wird," gab Chigi die Versicherung, „sein Wirken beendigen, wo er es so ruhmvoll begann. Wir alle, Sodoma, müssen in Rom bei einander stehen, junge talentvolle Landsleute um uns versammeln und zeigen, daß die Sienesen das können, was die Urbinaten konnten. Gebt mir die Hand, daß wir nach Rom ziehen, wenn dort wieder die Ordnung eingezogen ist. Ihr seid zu groß für das kleine Siena." „Nicht ich," erwiderte Sodoma, „aber der da!" und zeigte auf Beccafumi, der eben aus seiner Wohnung trat. „Jetzt ist es," fuhr er fort, „bereits das zehnte Jahr, daß er nach Rom reist. Zur rechten Zeit wird er zum Jubelfest eintreffen." Es war zwölf Uhr, eine erschlaffende Hitze löste alle Spannkraft auf und gebot träge Ruhe, aber Beccafumi ging hastigen Schrittes, um zu sehen,

wie Andere sich durch einen Trunk erquicken. Er versagte sich den abendlichen Spaziergang nach seinem Weinberg, um diesen wahrzunehmen, denn dort gab es keine Früchte mehr, die ihm am Brunnen reiften. „Ei, liebster Nachbar," rief ihm Sodoma entgegen, „Ihr erreicht nicht Rom, wenn Ihr Euch so übereilt." „Wenn ich im Berufe sterbe, so bin ichs zufrieden," gab er zur Antwort. Wieder an den Gast die Rede richtend, sprach der Künstler: „Beccafumi und Peruzzi passen für Rom, Beide wollen sterben, mich aber lasset hier, denn ich will leben, leben, wie ich gelebt habe. Den Sienesen geht es in Rom nicht wie den Urbinaten. Der Baumeister Bramante wurde Oberaufseher aller päpstlichen Bauunternehmungen, Rafael führte sich eine Villa auf neben der Peterskirche, doch Peruzzi wird in der Dürftigkeit leben, in der er aufgewachsen ist, und ich müßte vollends verhungern. Ich und Pacchiarotto wir beide bleiben in Siena."

„Pacchiarotto?" wiederholte Chigi, „den wünsche ich nicht nach Rom, den wünsche ich an den Galgen."

Manches in die Luft gestreute Wort bewährt die Zeit, als wenn sie, um das Vorrecht der Flüchtigkeit zu behaupten, den Mangel an Bedächtigkeit strafen müßte. Wie sein Nachbar im Berufe sterben, so wollte Sodoma im Berufe leben und er dachte dabei an ein wüstes, haltungsloses Treiben. Er ahnte nicht, daß er einst anders denken würde.

Die Brüderschaft der h. Katharina rief durch den Bau der Kapelle ein Werk ins Dasein, das eine Hauptzierde Sienas zu werden versprach. Viel Redens davon war in den Palästen und auf dem Markt. Dies reizte von Neuem die Brüderschaft des h. Bernhardinus, von sich ein Lebenszeichen zu geben. Beccafumi hatte mittlerweile für ihr Versammlungshaus ein Bild in Wasserfarbe gemalt. Noch immer aber entbehrte die Franziskuskirche des

ihr bestimmten Schmuckes. In der Nacht vor einem Heiligentage sollten die beiden Altarblätter mit der Kreuzabnahme und Christi Himmelfahrt aufgestellt werden. Pacchiarotto war fertig, aber Sodoma — —? Wie ganz anders lautete, was er aus dem Munde der Besteller über das Gemälde hören mußte, als was er vordem gehört hatte. Sechs Mitglieder der Brüderschaft und unter ihnen der dicke Schuster Crispino lärmten, als wenn sie in ihrer Herberge wären und nicht im fremden Hause, in der Werkstatt eines Künstlers. Die ganze Hausgenossenschaft gerieth in Aufruhr, der Hund bellte, die Affen schnurrten und die Vögel pfiffen und krächzten, als wollten sie die Sechs überschreien. Das Bild war unvollendet. Sodoma bekannte mit bußfertigem Ton seine Schuld, um das drohende Ungewitter abzuleiten. Die gestrengen Richter, die sich nun auch ein Ansehen als Kunstrichter gaben, donnerten darauf los und stampften unsinnig mit den Füßen.

Crispino reckte die herabhangende Unterlippe, als sollte sie auf dem Unterkinn einen Ruhepunkt finden. Mit den feisten Händen, die das schmierige Handwerk nicht verleugneten, schlug er auf die Bildfläche und nannte das Gemälde ein Stümperwerk, eine Pfuscherei, die sich für den Trödel und nicht für die Kirche paßte. Er schalt über seinen eignen Unverstand, daß er von Gutmüthigkeit geleitet, die Wahl eines so unzuverlässigen, gewissenlosen Menschen zugelassen habe. Er fragte, wie es werden sollte, sie zahlten, so schwur er, keinen Heller mehr, aber sie würden Mittel ergreifen, um ihn zur Rückzahlung zu vermögen, denn ein solches Bild, das, wie sie wüßten, eigentlich nicht von seiner Hand, sondern von der eines Anfängers herrühre, schämten sie sich der Kirche zu schenken. Pacchiarotto, ein Ehrenmann, habe sein Altarblatt allein ausgeführt, und dasselbe verlangten sie von ihm, wie es bedungen sei. Sie würden gehen, um den Notar Bugiardini herzu-

senden. Es war umsonst, daß Sodoma ihnen versicherte, das Bild wäre gut und das Gute käme nicht zu spät. Der Nachhülfe bedürfe noch jeder Theil, und jetzt könnten sie über das Ganze noch nicht richtig urtheilen. Von jetzt ab würde er allein am Bilde Tag und Nacht arbeiten und sich ihre Zufriedenheit wieder erwerben. Ein stürmisches Herabpoltern des wilden Heeres von der Treppe ließ ihn das Schlimmste besorgen, der verdutzt lange nachsah. Hätte er jetzt, wie vor zehn Jahren, die Geißelung des Heilandes zu malen gehabt, er hätte den leidenden Ausdruck noch besser verstanden.

Pacchiarotto's Altarblatt nicht weniger als der Festtag versammelte eine Masse Volks in der Franziskuskirche. Unter den Neugierigen befanden sich auch Mitglieder der Brüderschaft, die so gern sich loben hören ließen. Aber Keiner lobte, Keiner sprach sein Gefallen aus, Jeder hatte Besseres gesehen, Jeder bedauerte die

Wegnahme des früheren Altarschmuckes. Jene hoben Alles hervor, um die Theilnahme an dem Neuen zu erhöhen, daß der Maler ein Verwandter der h. Katharina und ein Sieneſe durch und durch ſei. Eine Schar Spötter faßte Platz am Altar, zu ihnen gesellten ſich die Freunde des Baumeiſters Peruzzi, die in gerechtem Unwillen jetzt ihr Müthchen kühlten. „Iſt der Maler," fragte Einer, „ein ſieneſiſches oder ein chineſiſches Genie? Ein Anderer erklärte, daß die Vorſtellung Chriſti Himmelfahrt nur eine verkappte Komödie der Rüpelakademie ſei. Ein Dritter beſtritt, daß man ein neues Werk ſähe und meinte, der Kirchner habe zum Heiligentage den Altar ſäubern wollen, aus Ungeſchicktheit das Bild abgewaſchen und ſo ein übermaltes zum Vorſchein gebracht, deſſen ſich ſchon die Vorfahren geſchämt. Die Mitglieder der Brüderſchaft zogen es vor, zu gehen, als ſich länger harthörig zu ſtellen. Sie waren außer ſich, ſie ſprachen von einem Schimpf, der ihnen

widerfahren, und schalten auf die, die sie beschwatzt hatten, sich einem Maler anzuvertrauen, der mit jedem Tage zurückgehe. Der Notar Bugiardini, der die Angelegenheit so tapfer verfochten, ließ sich nicht aus der Fassung bringen und lächelte mit stoischer Gelassenheit. Der schwerfällige Crispino schwieg, der gern in allen dem Rechtsgelehrten beistimmte. Der Zorn der Betrogenen, so nannten sich die Betheiligten, erreichte den Gipfelpunkt, da eine Vermuthung, ein Gerücht sich völlig begründete, daß Bugiardini nur um zu einer Summe zu kommen, die ihm Pacchiarotto schuldete, die Sache mit den Bildern so meisterlich durchgeführt habe.

An Sodoma's Thüre ward geklopft. Nichts Anderes versah er sich, als daß eine Verhandlung aufgenommen, ihm ein Proceß an den Hals geworfen, und er um das Geld würde geprellt werden, dessen er eben so sehr bedurfte. Aber nicht der Notar, sondern andere Mitglieder der Brüderschaft des h. Bernhardinus kamen.

In einem, dem Schlosser Alo, erkannte er einen der frühern Schreier. Jetzt pochte er nicht, sondern vielmehr schüchtern und bescheiden bat er um Verzeihung wegen des ungemessenen Betragens und erklärte im Namen der Brüderschaft, daß sie gern noch harren, gern zahlen und gern das Bild nehmen wolle, indem sie erwartete, daß er durch dasselbe den Vorrang von Neuem bewähren werde, den er unter allen Malern behaupte. Der Angeredete sah ihn mit großen Augen an. Da nahm der Wachsbleicher Cecca das Wort und erzählte, wie das Werk Pacchiarotto's, der nur Meisterwerke zu schaffen sich brüste, von der Menge und von Einzelnen aufgenommen sei, wie Alles darauf ankomme, daß man in dem Seitenstück ein entschiedenes Gegenstück gewinne, damit Bugiardini beschämt einsehe, was er für einen Künstler in seinem Verwandten vertreten habe, und er sammt Pacchiarotto sich ärgere. Da ließ Sodoma auf einmal das kopfscheue Wesen,

und ein Gedanke, der alle Gesichtsmuskeln ihm zum Lachen verzog, durchblitzte seine Seele. „Ich will es schon machen," rief er, „Pacchiarotto soll sich ärgern." Die Gesendeten verließen ihn, und er griff zu einem Blatt und erfand neue Figuren, die die noch leere Stelle des Bildes ausfüllen sollten. Da er den Meister Peruzzi vor der Staffelei hatte stehen sehen, war es ihm eingefallen, wie dessen hohe, gerade Gestalt, dessen Kopf mit der freien Stirn und der Adlernase vortrefflich sich zu einem Krieger eignete, gleich denen, die der deutsche Albrecht Dürer auf der großen Passion angebracht habe. Er zeichnete ihn in rückgewandter Stellung, nach der rechten Seite blickend. Seine Eisenhandschuhe und sein spiegelnd glänzender Helm lagen vor ihm, den Speer hielt er, aber mit der linken Hand — und warum wollte es so der Maler? Um ihm den kleinen Pacchiarotto mit dem Maßstab in der Rechten ganz so gegenüber zu stellen, wie ihn Riccio abconterfeit

hatte. Pacchiarotto erschien nämlich in dem runden Helm als das Spiegelbild Peruzzi's, und zwar in der bedingten Verzerrung treffend ähnlich. Die Zeichnung war fertig und er setzte sich an die Staffelei und malte. Keine Rücksicht sonst als der Drang der Ideen trieb ihn zur Eile. Mit dem letzten Sonnenstrahle hörte er auf, er schlief in dem Stuhle vor der Staffelei und fuhr in der Arbeit fort, wenn kaum der Morgen schimmerte. Was Alle als vollendet gehalten, hielt er nicht dafür. Da war keine Handbreit auf der Leinwand, die er nicht überging und eine Übereinstimmung erzielte, die einem Riccio Zweifel erregen konnte, ob das Bild das alte sei. Er malte und die drei Lehrlinge hatten vollauf zu thun, ihm die nöthigen Handreichungen zu besorgen. Der Eine wehrte mit einer Pfauenfeder die Fliegen von der frischen Bildfläche ab, der andere rieb Farben und der dritte wusch die Pinsel aus, die jener mit der Kunst eines Ballschlägers fort-

warf und auffing. Zur Vollendung des Bildes bedurfte es nicht so viel Tage als zum Trocknen. Erst als das Altarblatt zum Abholen bereit stand, empfand Sodoma die Anstrengung, die Überbietung der Kraft.

Die Franziskuskirche empfing einen Schatz in dem Bilde. Mehr wäre es bewundert worden, wenn es weniger belacht wäre. Die verborgene Figur war bald gefunden und die Kinder wiesen mit dem Finger danach: „Seht hier den großen Meister Peruzzi mit dem Speer, und hier den zwerghaften Pacchiarotto mit dem Stock, so klein ist dieser sich noch nie vorgekommen!" hörte man in der Kirche mit Jubel rufen. Pacchiarotto sah selbst sein Ebenbild und knirschte mit den Zähnen.

---

In dem Maße als die Katharinenkapelle sich erhob, erhob sich das Ansehen ihres Erbauers. Doch würden die Sieneser nicht ge-

glaubt haben, was sie mit eignen Augen sahen, wenn nicht zwei Schüler, deren Flucht in Siena ein viel willkommenes Ziel fand, seinen Ruhm verkündigt hätten. Den einen nannte Balthasar Peruzzi gewöhnlich seinen Franz. Aus Siena gebürtig, schloß er sich an ihn mit kindlicher Ehrfurcht an und bewährte eine seltene Hingebung nicht weniger durch sein gefälliges Wesen als durch liebendes Eingehen in seine künstlerischen Anleitungen, Bestimmungen und Gedanken. Anders dachte Johann Baptista Peloro, der andere Schüler, ob er auch die Größe des Meisters bewunderte. Überall wollte er die eigne Einsicht geltend machen, oft um nur nicht unbedingt zu folgen. Nirgend fand er Ruhe, und ein unstet umherschweifendes Leben brachte seinen Eifer um die eigentliche Frucht. Die Unbilden der Zeit hatten ihn von Peruzzi's Seite gerissen und darum suchte er ihn jetzt mit einer Art von Verzweiflung auf; aber wäre Alles beim Alten geblieben, er hätte

sich längst von ihm getrennt. Beide erzählten, wie viel Peruzzi als Maler und vornehmlich als Baumeister beim Papst, dessen Krönungsfeierlichkeit er angeordnet, und allen Großen gegolten, daß er dem von ihm geschätzten Künstler Bramante von Urbino einst würdig zur Seite gestanden, daß er ein neues Modell zur Peterskirche verfertigt und den prächtigen Eingang zu einer Kapelle in ihr angelegt habe, daß er der Erbauer der schönsten Paläste sei, deren Verzierungen, von ihm gemalt, selbst das geübteste Auge täuschten, er, der geistreichste Erklärer des Vitruv, der gewiegteste Kenner der römischen Alterthümer. Vollends bekamen die Landsleute von ihm eine große Meinung, als die Einwohner von Carpi ihm während seines Aufenthalts in Siena den Auftrag gaben, einen Plan zum Dom zu entwerfen.

Balthasar Peruzzi arbeitete, nachdem er viele Zeichnungen gemacht, daheim an dem Modell zum Dom, da er die Beaufsichtigung des

Baues seinen Schülern anvertrauen konnte. Bei jedem Theile des majestätischen Tempels, den er erfand, beherzigte er die Lehren Vitruv's und setzte dadurch der Christenheit ein Denkmal, dem kein anderes Gotteshaus sich vergleichen konnte. Während er seinen ganzen Fleiß dem kunstreichen Werk widmete, gewann er zu den alten einen neuen Schüler.

Riccio, dem der Blick in die Zukunft die Gegenwart erhellte, dem der Liebestraum eine beseligende Aussicht eröffnete, bekam rothe Wangen, indem er in die Kohlenglut zu den Tiegeln schaute, und glaubte sich in den chemischen Präparaten ein sicheres Lebensglück zu bereiten. Noch hatte ihm Salust Peruzzi nicht das gefürchtete Versprechen ewiger Verschwiegenheit abgefodert, noch hatten ihn nicht die Geister derjenigen erschreckt, deren Leiber dem Schoos der Erde entzogen waren. Er lachte über sich, wenn er daran dachte, wie ihn das erste Mal ein eiskaltes Schauern überfuhr, als

er den Todtengräber Andres aus des Herrn Studirzimmer treten sah, nachdem sie lange zusammen gezischelt hatten. Ihm war es damals, als wenn der Arzt und der Todtengräber einen geheimen Bund stifteten und der Eine dem Andern Arbeit zusicherte. Später fiel es ihm nicht auf, wenn der eine und der andere Patient bei verschlossenen Thüren den Doctor zu sprechen begehrte. Salust Peruzzi, der bei dem neuen Famulus einen leichten Sinn argwöhnte, da er aus Sodoma's Werkstätte gekommen, sah sich bald durchaus getäuscht. Keiner war eifriger und gewissenhafter in den Vorlesungen und in den Übungen. Wiederholt lobte er ihn als Muster des Fleißes im vollen Hörsaal. Unentgeltlich ertheilte er ihm besondern Unterricht, denn er wollte nicht einen gewöhnlichen Mediciner, sondern einen Gelehrten erziehen, dem er einst als Erbe anvertrauen könnte die tief geheimnißvolle Kunde von den wunderbaren Kräften der Naturkörper, von den verborgenen Er-

scheinungen des thierischen Lebens, den Kern seiner mühsam errungenen Erfahrungen und Erkenntnisse. Voll großer Erwartung nahm er den Jüngling zu sich ins Haus, und dieser erkannte mit Dank die wohlmeinende Gesinnung an, denn hier war alles Grauen, dort alles Mistrauen verschwunden. Aber gerade jetzt lernte Riccio am wenigsten — oder am meisten.

Sodoma's Kreuzabnahme strahlte als Stern erster Größe in der Franziskuskirche. Riccio sah das Bild. Andere beschauten sich nur den Helm, ihm aber war es, als wenn er den Medusenschild der Weisheitsgöttin betrachtete, denn in ein starres Erstaunen ging seine feurige Empfindung über. Eine Verwandlung ging in ihm vor und ein seltsamer Zwiespalt der Gefühle beklemmte seine Brust. Mit rührender Anbetung hing sein Auge an dem Heiland, aber er spähte umsonst nach Trost. Das Taschentuch, das er als eine theure Beute stets am Herzen trug, zog er hervor, um seine Blicke

zu verhüllen, denn ihre Lust war ein Verrath an der Liebe, und es schlürfte seine bittern Thränen. Vom Altar, der ihm den Traualtar verbaute, wollte er hinwegeilen, aber das Tuch fiel auf seine Stufen (oft scheint der Sehnsucht des Zufalls Gunst unterthan), und wie er es aufzuheben sich bückte, lag er auf den Knien. Das Tuch wand er durch die Hand wie einen Rosenkranz, er betete und blickte zum Erlöser. Unter denen, die hinter ihm das neue Altarblatt beaugenscheinigten, glaubte er bekannte Stimmen zu vernehmen. Frau Virginia mit ihren beiden Kindern an der Hand sagte vor sich hin: „Solcher Taugenichts und solch frommes Bild! Man könnte ihm gut werden, wenn man es betrachtet.“ Riccio stand auf und kehrte sich um. Mit mildem, aber bedeutsamem Blick sah er sie an und erinnerte sie schweigend an ihr Unrecht, so oft in eifernder Rede mit Sodoma alle Maler zu verdammen, und doch war ihr Schwiegervater selbst einer. Virginia wollte

ihn nicht verstehen, und um ihre Verlegenheit zu bergen, bat sie ihn, nach Hause zu gehen, weil ihr Mann schon oft und viel nach ihm gefragt habe.

Riccio war jetzt in sich gekehrt. Er war zerstreut und vergeßlich wie sonst bedächtig und aufmerksam. Die Hand, die schreiben wollte, zeichnete unwillkürlich, bei den Leichnamen nahm er nur die äußere Form, bei den Mineralien nur die Farben in Obacht. Im Laboratorium war ihm der Rauch widerwärtig, in der Macerirkammer erfüllte ihn Ekel und Abscheu. Mit Wehmuth wie beim Anblick des abgeblühten Frühlings sah er im Spiegel seine Wangen bleicher und länger als je, sein Lockenhaar sonst weich, jetzt starr und weniger reich. Er fühlte sich unglücklich und darum krank. Seinem Lehrer konnte die Veränderung nicht entgehen. Wenn Riccio zu seiner Studirstube sich begab, so führte ihn der Weg einem Raume vorbei, in dem Balthasar Peruzzi bei offenen Thüren an

seinem großen Kirchenmodell schnitzte so mit ganzer Seele, daß kein Geräusch ihn zu stören schien, wie seine Enkel Claudius und Simon oft auch Alles aufboten, um ihn aus der Fassung zu bringen. Wenn er auf Etwas außer der Arbeit sah, so war es auf den aufgeschlagenen Vitruv. Dem vertrauend schlich sich Riccio hinter ihn und bewunderte die Erfindung und die Kunstfertigkeit des Meisters. Ach, wie beneidete er ihn um seine Mühe, während er müßiger Schauer war. Diesmal merkte an den unterdrückten Seufzerzügen Balthasar Peruzzi, wer von den Hausgenossen hinter ihm stand. Er arbeitete aber fort und lachte in sich, daß jener, indem er lang und unbeweglich zuschaute, die Vorlesungen sammt Allem, was ihm zu thun oblag, vergaß. Dasselbe wiederholte sich manchmal zum größten Verdrusse dessen, der sich von dem fähigen Zögling so viel versprochen hatte. Seine mahnenden Worte, in denen Riccio die warnende Liebesstimme zugleich

vernahm, erwog er im Herzen, als er wieder hinter dem Baukünstler stand, der durch Anwendung von Malerei, von Friesen und Gesimsen an sein Modell die letzte Hand legte. Nur einen Blick wollte er auf das Kunstwerk werfen und dann an seine Beschäftigung gehen, an dem Taschentuch, das er hervorzerrte, wollte er sich gleichsam hinwegziehen, aber wider Willen blieb er. Da sah Balthasar sich nach dem Zögernden um. Daß das Tuch etwas Besonderes zu bedeuten hatte, erkannte er sogleich. „Da sind Farben und Pinsel," hub er an, „an einem Grundtuch fehlt es Euch nicht. Nehmt und malt, wie Ihr es bei Sodoma gelernt." Riccio bebte freudig erstaunt. „Ihr könnt etwas," sagte er weiter, „warum wollt Ihr denen ins Handwerk pfuschen, die nichts können und doch leben wollen." „Ich werde etwas können, wenn Ihr mein Meister sein wollt." Er konnte sich nicht halten, er fiel dem herrlichen Künstler an die Brust, und jetzt fühlte er,

daß er die rechte Haltung gewonnen. Was der Augenblick des Entzückens verhieß, erfüllte sich ganz. Riccio lernte, was eine richtige Anleitung sei, und lernte in Wochen mehr als sonst in Jahren. Nichts vernachlässigend, was die Malerei verlangte, zeichnete er sich in Darstellung baulicher Gegenstände besonders vortheilhaft aus. Nur einen dunkeln Begriff hatte er so lange von der Perspective gehabt, jetzt erfaßte er ihre Regeln und konnte sich Rechenschaft geben von dem, was er sah, was die Welt ihm zeigte. Wie aber war es nun um seine Lebensperspective? Salust Peruzzi durfte dem Apostaten nicht zürnen, aber vergab ihm auch Lydia? „So lang Ihr Künstler seid, habt Ihr nichts zu hoffen!" Dieses Wort sprach sie aus und dieses Wort umschattete ihm mit Thränenweiden den Tempel des Ruhms.

Wer zur Brüderschaft der h. Katharina gehörte, dem sah man es an an dem glücklichen Gesicht, in dem sich das Gelingen des Baues ab-

spiegelte. Auch selbst Pacchiarotto, der mit der Brüderschaft des h. Bernhardinus nichts mehr zu thun haben und allen Gewinn künftig einem Sodoma überlassen wollte, gab sich zufrieden, denn sichtbar rückte ihm die Hoffnung näher, die Wandgemälde mit den Thaten der h. Katharina ausführen zu können, die ein Triumph, ein bedeutsamer Schlußstein seines Kunstwirkens sein und als ein Ausfluß ihrer Heiligkeit zeugen sollten von der Wunderkraft der Gefeierten. Wenn er nicht, so thaten die Übrigen Alles, um durch Aufmerksamkeiten sich dem Baumeister dankbar zu bezeigen. Dieser fand kein Gefallen an gesellschaftlichen Vergnügungen und lehnte sie ab. Was ihm zugedacht war, genossen und genossen gern seine Schüler Franz und Peloro, die durch gewissenhaft thätige Beaufsichtigung sich um die Kapelle verdient machten. Beide wünschten die Merkwürdigkeiten, die in neuerer Zeit in Siena entstanden, zu sehen, und die Bürger Carocani und Angelo waren ihre

gefälligen Führer. Eine und zwar die vornehmste war lange der Welt verschlossen gehalten, nämlich das Rathhaus mit dem Saal, in dem Beccafumi's Meisterpinsel die Großthaten der alten Römer verherrlicht hatte. Von früh bis spät wurden hier Sitzungen gehalten, um gründlich die Gefahr — wie es schien — zu besprechen. Die Neun beschlossen immer und kamen zu keinem Entschluß, jede Botschaft aus Rom vermehrte ihre Angst und die Schwierigkeit, sich herauszuwickeln. Die Bardi, Piccolomini, Spannocchi, Pieri und wie sie hießen, waren sonst sammt dem Gonfaloniere Lebemänner, aber jetzt ernst und feierlich. Sie hielten Alles für verloren, wenn nicht als letzter Ausweg dieses oder jenes geschähe, aber sie konnten sich nicht zu diesem oder jenem vereinigen, denn beides stand wie Feuer und Wasser gegenüber. Der Rathsaal tönte von den heftigen Reden der Parteien wider, und der Streit, mit dem heute die Versammlung schloß, hub morgen von Neuem

an. Ein Theil war florentiniſch oder deutſch geſinnt und ſagte: „lieber mit den Wölfen heulen, als von ihnen zerriſſen werden.“ Nichts ſollte nach ſeiner Meinung zur Befeſtigung der Stadt und Abwehr der Feinde geſchehen. Der andere Theil war römiſch oder franzöſiſch geſinnt, ungewiſſen Gerüchten gab er ſich als gewiſſen Hoffnungen hin und wartete auf die Franzoſen, die zum Entſatz von Rom erſcheinen würden. „Der gute Name und Alles iſt gerettet!“ galt hier als Wahlſpruch. Die Schanzen ſollten erhöht, die Minen gefüllt werden, um die Stadt zu halten, bis die Befreier kämen; ihnen ſich alsdann anzuſchließen, mit ihnen den heiligen Vater wieder auf den Thron zu heben, wäre dann Sienas Ruhm und ewiger Segen. Bei ſo bewandten Umſtänden konnte es nicht befremden, daß an einem Tage mit einer Kraftanſtrengung an den Außenwerken gearbeitet wurde, als gölte es, cyclopiſche Mauern aufzuführen, und am andern plötzlich Stillſtand

eintrat, daß heute alle Thore bis auf zwei geschlossen und morgen wie zu gastlicher Aufnahme der Feinde alle wieder geöffnet wurden. Man häufte Geld, indem man alle Ausgaben als übrig mied, wenn sie sich nicht auf das Kriegswesen bezogen. Alles meinte man verabsäumen zu können, wenn man nur für die Befreiung des heiligen Vaters in allen Kirchen und Kapellen beten ließ, wenn man nur frommen Stiftungen wie dem Spital della Scala sich wohlthätig erzeigte. Wer über den Rathsherrnplatz ging, der hörte das Volk, das, nachdem es den ersten Schreck überwunden, der Gefahr nicht achtete, sich in Witzworten ergießen über das unentschlossene Wesen der Obrigkeit. Mit Anspielung auf ihr unnützes Kämpfen und ihr eifriges Nichtsthun hörte man: „die Neun haben im Rathhause die Winterquartiere bezogen" oder „die Neun belagern das Rathhaus, aber der Rath ergibt sich nicht."

Endlich, so schien es, waren die wohlwei-

sen Herren zu einem Entschluß gekommen, endlich ruhte von dem Geschrei der Polterer das Rathhaus und war wieder zugänglich für die Kunstfreunde. Carocani führte den jungen wißbegierigen Peloro dahin, der ehedem noch nicht in Siena gewesen war. Er zeigte ihm die untern Räume des Gebäudes, wo das Salz verkauft wurde. Da dieser meinte, daß es den Rathsherren wenigstens nicht an Salz fehle, so erwiderte er: „Das Salz ist ein gutes Ding, wo aber das Salz dumm wird, wird man es wegwerfen." Angelo, der mit dem Baukünstler Franz dazu kam, fragte: „Warum steigt ihr nicht die Treppe hinauf, Freunde? Macht rasch, denn sonst sägen uns die Rathsherren die Gemälde von den Wänden ab, um sie zu versilbern." Die Worte deuteten auf eine Nachricht hin, die, wenn sie zur Thatsache geworden, den völligen Bruch zwischen dem Senat und den Bürgern herbeiführen mußte.

Seit einiger Zeit ließ sich nämlich Johann

Baptista della Palla, ein berüchtigter Bilderkrämer, sehen. Er glaubte, daß man ihn in Siena nicht kennen und fürchten würde, wie in Florenz, und daß die Zeit zwischen Angst und Hoffnung die geeignetste sei, auf wohlfeile Weise das an sich zu reißen, was der Friede nur schätzt und ehrt. Er war ein Florentiner von Geburt, aber die höfische Geschmeidigkeit, die zierliche Tracht und die pomphafte Ausdrucksweise zeigten genugsam, daß er seine Bildung sich in Paris erworben. Leutselig besuchte er die ärmsten Bürgersleute, vertraulich mit ihnen verkehrend, ließ er sich in dumpfige Vorrathskammern, auf verfallene Bodenräume führen. Nicht dunkle Gänge, zerbrechliche Treppen hielten ihn zurück, wo es Gerülle gab, darunter zu wühlen trotz Staub und Spinnenweben. Er bezeigte Liebhaberei bald zu einem abgetragenen Rock, bald zu einem zerbrochenen Schemel, zahlte, was man foderte ohne Abzug, und bedung sich nur als Zugabe ein verräuchertes

Heiligenbild oder eine andere unscheinbare Schilderei. Wenn er sich hier nicht als Knicker zeigte, so hatten die Kirchner seine Großmuth und Freigebigkeit zu rühmen. Mit allen, so viel Klöster und Kapellen es gab, that er bekannt. Er fragte nach Schaumünzen, Taufpfennigen, Ringen, und wenn dergleichen ihm vorgebracht wurden, so bezeichnete er jedes Stück als eine Seltenheit und schätzte es nach dem sechsfachen Werthe ab. Er dankte, wenn man ihm dafür die Kostbarkeiten überließ. Aus Gefälligkeit schloß man ihm dann gern alle Gemächer auf, in denen Gegenstände, die nicht mehr im Gebrauch waren, wie alte Kirchenstühle, Altartafeln, aufgehoben wurden. Die Kirchner, die zu Zeiten abgerufen wurden, ließen ihn allein kramen und achteten nicht darauf, wenn sie später Manches, was ihnen nur im Wege gestanden, weggeräumt fanden. Als Freund der Kunst war er auch ein Freund der Künstler, und er eröffnete ihnen die glänzendsten Aussichten, wenn

sie sich entschließen könnten, ihre Heimat aufzugeben und an den Hof des ritterlichen Königs Franz von Frankreich zu ziehen. Mit selbstzufriedenem Lächeln fügte er hinzu, daß das Reich der Ideen überall ein Freistaat bliebe. Alles kam ihm darauf an, die Vornehmen und Vornehmsten zu gewinnen. Schreiben von der eignen Hand des Königs konnten nie weniger als jetzt ihren Zweck verfehlen. Ihm hatte er sich anheischig gemacht, eine Reihe Zimmer mit Kunstwerken der ersten Meister Italiens auszustatten. Da die Neun bei ihrer angstvollen Verlegenheit in dem prahlerischen Mann einen Propheten des Heils erblickten, so ließ er es nicht an Vorspiegelungen und Verheißungen fehlen. Nichts wünschte er, wie er versicherte, mehr, als daß der Ruhm der alten Sienesen ungefährdet sich behaupte. Als Probe seiner Verehrung für ihre Kunst, so drückte er sich aus, hatte er eine Liste von allen öffentlich ausgestellten Bildhauerarbeiten und Gemälden entworfen

mit genauer Angabe, welche von ihnen ursprünglich Staatseigenthum und welche solches durch Verjährung geworden seien. Nicht undeutlich gab er zu verstehen, daß in dem Maße, als der Senat geneigt sei, dem Könige Franz Kunstwerke abzutreten, er auf seinen Schutz und Beistand rechnen könne. Auf die Bitte, sich näher zu erklären, foderte er nicht weniger als das schönste. Bildwerk des Marmorbrunnens von Jacob da Quercia und die vornehmsten Altarblätter. Wenn auch die Neunzahl der Rathsherren einen Vergleich mit den Musen nicht erlaubte, so besaßen sie doch so viel Liebe zur Kunst, daß sie vor dem Antrag zurückbebten, sich zu keiner Antwort verstanden, ob auch der Krämer mit der höflichsten Zudringlichkeit sie bestürmte und täglich sich in seinem Verlangen mäßigte.

Als die früher Genannten in den langen Rathssaal traten, fanden sie bereits Fremde dort, unter ihnen den Ordensgeneral Dominikus da Leccio und den jugendlichen Mönch.

Franz und Peloro bewillkommneten in diesem einen ehemaligen Mitschüler. Er war nie weniger Geistlicher, denn lauter als von der Kanzel herab predigten die Bilder von der Höhe: Liebe zur Freiheit. Nie war er mehr Römer, ob er Rom auch verlassen hatte, und sein Herz entglühte jetzt den Thaten der Welt gebietenden Stadt, wenn nicht die Größe des Malers bei ihm die seiner Helden zurückdrängte. Beccafumi war der Schöpfer der unsterblichen Bilder.

Derselbe hatte vordem in einem Palast in ausgezeichneten Wandgemälden mit begeisternd hinreißender Sprache geschildert, wie aus so kleinem Kern die Alles überschattende Größe Roms erwuchs, wie die Zwillingsknaben nackt, von keiner Mutterbrust ernährt, dem Zufall preisgegeben sind, wie einer im Spiel die Stadt begründet, über deren Wall der andere hinüberspringt, eine Stadt, aus der die Macht emporsteigt, die mit dem Schild ausdauernder Festigkeit, mit dem Schwert zerschmetternder Kraft

die ganze Welt an den Siegeswagen kettet. Wer die Darstellungen sah, meinte, daß der Maler die schönsten Seiten der römischen Geschichte in seinem Werk aufgeschlagen hätte. Als aber die Neun, in Anerkennung seines Verdienstes, ihm auftrugen, auf ähnliche Weise das Spiegelgewölbe des Rathssaales zu malen, da erkannte man, wie die echte Schöpferkraft im Alten nur Neues hervorbringe, dasselbe zweimal bildend stets zweimal ausprage. Das mächtige Gewölbe ist nicht wie sonst durch Stuckverzierungen in Felder getheilt. Die Gesimse und Friese, die erhaben und von Gold zu sein scheinen, sind nur gemalt. In der Mitte in einem Kreise erblickt man die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage in wundersamer Verkürzung. Die Füße stehen im Schatten, immer heller gehalten sind die obern Theile, bis das Haupt im Schimmer himmlischer Verklärung schwimmt. In Achtecken zu beiden Seiten drückt eine Gestalt die brennende Liebe zum Vaterland,

die andere den Segen der Einigkeit aus. Die kriegerischen Vorstellungen an den Seitenflächen sind Ausführung der Textworte: „Vaterlandsliebe und Einigkeit.“ Die riesigen Figuren in den Ecken sind die Blutzeugen oder die Wächter der Heldentugend. In einem viereckigen Bilde liegen hier Angesichts des Heeres Marcus Lepidus und Fulvius Flaccus sich in den Armen, die Feinde sind Freunde geworden, weil das Vaterland ruft und Verbrüderung als Pflicht gebietet. In einem andern zeigt Posthumius, gestützt auf das blutige Richtbeil, auf einen Leichnam hin. Die rohen Krieger trauern, er aber nicht um den einzigen Sohn, der, wider Befehl, statt die Grenzen zu beschützen, den Feind angriff und besiegte. Aus dieser Ecke schaut ernst und erhaben Gelucius herab mit silberweißem Bart. Das Orakel verkündigte, daß er König werden würde, und er verbannte sich lieber selbst, als daß Schimpf durch ihn über seinen Stamm, über das Vaterland käme.

In jener Ecke hält der Gesetzgeber Charondas Stand. In amtseifriger Vergessenheit eilte er kriegsgerüstet in den Senat, und sich erinnernd, daß über den der Tod verhängt sei, der mit Waffen hier erscheine, tödtete er sich selbst. Dort ist Brutus in kalter Abgeschlossenheit, der die Söhne zum Tode führen ließ, die die Tyrannen in die Stadt riefen.

Den drei Jünglingen, die zum Dienst der Kunst die Weihe erhalten und in überströmender Bewunderung Beccafumi's Erfindungsgröße feierten, hörte Niemand lieber und andächtiger zu als der bejahrte Dominikus da Leccio. Dieses Bild erhoben sie als das erste und wollten jenes noch höher gestellt wissen, hier und da tadelten sie und bezeichneten das Getadelte noch als schön. „Es ist wahr," hob Peloro an, „noch dürfen wir nicht verzweifeln. Die Kunst neigt sich noch nicht dem Vollendungsabend zu. Wo wir so thätige Kräfte sich regen sehen, da sehen wir noch ein Höheres darüber hinaus.

Die sieben Berge sind noch nicht Alles, und wenn die Deutschen, die Titanen unseres Zeitalters, auch alle sieben übereinander stellten, es gibt Höhen zu erklimmen, von denen wir sie überschauen." „Wer mag Rom verleugnen," erwiderte Franz, „der in Rom gewesen? Kann doch unser Meister bei aller Fülle der Erkenntniß, bei aller Kraft schöpferischer Gaben nicht ohne Rom bestehen. „Herr, wohin gehst du?" wirst du ihn bald fragen und wie Petrus ihm reuig dahin folgen, woher du geflohen bist. Ich gebe es zu, daß ein Alberti, ein Bramante zu übertreffen ist, die griechisch-römischen Baumeister, deren Werke wir nur nach kleinen Bruchstücken ermessen, sie bleiben, was sie sind, die vorchristlichen, so altklug wir auch thun. Was sind für Summen, für Kräfte nicht an den Dom verschwendet, und muß er nicht mit seinen Zebrastreifen, seinen Schnörkeln von Bogen, Spitzen und Thürmchen sich verkriechen vor der einfachen Größe der kleinen Katharinen-

kapelle? Mit welchem Unverstand, ohne Rücksicht auf rechte Vertheilung der Massen, ist dies Rathhaus aufgeführt? Nur diesem Schmuck von Beccafumi's Hand kann es eine Stelle in den Tafeln des Nachruhms verdanken."

Die Sieneser, die sonst so viel auf ihren Dom geben und ihn als den schönsten Tempel der Christenheit preisen, hörten diesmal gern dem Verdammungsurtheil zu aus dem Munde des jungen Landsmannes. Die Versammelten gehörten nämlich sämmtlich zur Brüderschaft der h. Katharina und thaten sich nicht wenig darauf zu gut, daß durch sie die Vaterstadt ein echt klassisches Gebäude erhielt. Aber nachdenklich wurde darüber der Ordensgeneral und seine Stirne legte sich in noch mehr Falten, als sein Reisegenosse, den er dem Absprechenden vorschob, nicht widerlegen zu können erklärte. „Ich bin ein Novize, redet Ihr!" mit diesen Worten wandte sich der Mönch an Michelangelo, der sich auch in der Zahl der Beschauer befand.

„Ihr seid ein Freund des Alten, wie man dieses an Eurem Standbild der h. Katharina wahrnimmt.“ Aber Michelangelo schwieg. So war es nichts Anderes, sagte da der Ordensgeneral bei sich selbst, als die Gewohnheit, die Säugamme lieber Vorurtheile, die mit jedem Tage mir den Dom in hoher Pracht und Herrlichkeit erschloß, wenn im Chor die Morgensonne das Herz zu Preisgesängen weckte. Nirgend, nirgend, wähnte ich, könnten sich die Strahlen in schöneren Farben brechen. Sollen die heiligen Gefühle, die mich damals erregten, als das Seligste meines Lebens und Denkens, die spätere Zeit nicht mehr theilen, wenn die Welt aufgeklärt ist über das eigentlich Schöne? Beccafumi, der so viel für den Rathssaal gethan, soll Höheres im Dome leisten und dessen Ansehen sicherstellen. Den Namen Beccafumi sprach er vernehmlich aus, und der Mönch küßte bewegt die Hand, die so oft segnend Heil verbreitete. Beide verstanden sich, Beide begaben

sich zu Beccafumi's Wohnung, sie wußten warum, ohne es sich mitzutheilen. Groß war die Freude des künstlerischen Mönchs, der in dem Marmorwerk einen Vollmachtsbrief auf die Unsterblichkeit las, aber was war die Freude des Jünglings gegen die des Künstlers? Sonst tagesscheu wie Minervens Vogel, sah er jetzt ein Adler kühnen Blickes in die Sonne des Ruhms.

Gleichwie die Mutter, wenn sie ein Kind aus dem Schlaf aufnimmt, gemeinhin auch die übrigen weckt, so erregte das Treiben bei St. Katharinen überall neues Leben. Die Vornehmen, die sich nicht aus dem Hause wagten, weil der letzte Tag vor der Thür stünde, hingen beschämt durch den guten Muth der Bürger weniger müßigen Gedanken nach und wollten sich wieder des Daseins freuen, so lang es währte. Sie brachen das Trödlergeschäft mit dem französirten Italiener ab und dachten nicht an Verschleuderung, sondern an Vermehrung

ihrer Kunstwerke. Selbst die Neun, wenn auch die Kapelle ihnen weniger am Herzen lag als der Festungsbau, denn sie hatten sich dahin entschieden, Siena bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und schon durch das bloße Wollen viel gewonnen, nämlich Würde und Selbstgefühl, waren jetzt nicht abgeneigt, heilige Werke mitfördern zu helfen, wie große Summen auch die Wehrbarmachung von Stadt und Land und die eifrig betriebene Befestigung verschlang.

Der Färber Baccio hatte von den Verhandlungen gehört, die zwischen Balthasar Peruzzi und Sodoma gepflogen wurden. Jener, wenn er die Sache geheim betrieben wissen wollte, mußte sich nicht an diesen wenden. Baccio dachte nach, wie er den empfindlichsten Schlag von dem alten Pacchiarotto abwenden könnte, dem die Verehrung seiner Heiligen vom blutenden Herzen gerissen werden sollte, und er erinnerte sich, daß Herkules Spannocchi, seine

Familie war nicht weniger reich, nicht weniger den höhern Bestrebungen zugethan, als die Piccolomini's, einst der Beschützer Sodoma's gewesen. Mit Kaufleuten, die in Rom Spannocchi's Geschäfte betrieben, war der Maler nach Siena gekommen und fand eine wohlwollende Aufnahme. Den Bildnissen, die er nach Herkules und dessen Verwandten machte, gab der Ausdruck der Dankbarkeit die liebenswürdigste Wahrheit. Darauf stützte sich des Vermittlers Plan, Alles so einzuleiten, daß die Kränkung, die dem einen Künstler zugedacht war, nicht auf den andern falle. Baccio war ein allgemein geachteter Mann, und es wurde ihm daher nicht schwer, bei Herkules Spannocchi Zutritt zu erhalten. Diesem trug er vor, daß die Katharinenkapelle am Namenstage der Heiligen bereits eingeweiht werden könne. Unrecht sei es, daß zu ihrer Verherrlichung in der nahen Dominikanerkirche, wo ihr Schädel die Anbeter um den Altar versammle, nichts geschehe.

Er wisse, daß Sodoma Wandgemälde mit den Wundern der Heiligen ausführen möchte und daß zu ihnen keine geeignetere Stelle sich fände, als die Wandflächen daselbst zu den Seiten des Altars. Wahrscheinlich werde er sie als eine Bestellung des reichen Chigi fertigen, dem Siena nicht Wohnsitz, sondern nur einstweiliger Zufluchtsort sei. Sodoma's Bilder, nach dem Altarblatt in der Franziskuskirche zu schließen, würden die vornehmsten Werke in Fresco hieselbst werden und Chigi den Ruhm ins Ausland nehmen, daß durch ihn, einen Bürger, die Verehrung der h. Katharina die rechte Geltung in Siena erhalten habe. Herkules Spannocchi fragte, warum er sich nicht lieber an Alexander Piccolomini wende, da die Heilige dem Letztern näher stände. Dem verständigen Baccio fehlte es nicht an einem Grunde, nicht an einer passenden Ausrede. Spannocchi, dem es nicht gleichgültig war, durch ein Beispiel darzuthun, daß wirkliche Liebe zu der Kunst in

Siena ihn bestimmt habe, mit Piccolomini entschieden gegen Veräußerung der als herrenlos bezeichneten Altarblätter zu sprechen, nicht gleichgültig, daß der Adel wieder vortrete und daß ein Spannocchi es den Piccolominis zuvorthue, ging auf Alles ein. Und da, wie bekannt, Sodoma durch einen Gedächtnißfehler am Worthalten manchmal verhindert werde, so war es ihm recht, daß durch gerichtliche Aufnahme die Sache dem Maler eingeschärft würde. Sodoma unterschrieb und vergaß, was er mit Peruzzi vorläufig verabredet hatte.

Baccio wußte sehr wohl, daß, wie er Spannocchi's, ein Anderer in ähnlicher Absicht Piccolomini's Freigebigkeit bereits in Anspruch genommen hatte. Dominikus da Leccio war befreundet mit Alexander Piccolomini. Wenn sie in ihren Ansichten sonst übereinstimmten, so vorzüglich in der Verehrung des Doms, wo Sarkophage und Grabsteine die Namen erlauchter Ahnen des Piccolomini'schen Geschlechts enthiel-

ten. Ob auch der Ordensgeneral die Summe, die er für die Aufstellung des Altars bestimmt hatte, ferner die Einkünfte eines Gutes, das er bei Siena besaß, dem Künstler anwies, ob es ihm auch gelang, mit Zustimmung der Neun vom Domkapitel alle Marmorplatten zu erhalten, die von Alters her zur Anfertigung des Fußbodens in der Bauhütte lagen, so würde alles dieses nicht genügt haben ohne die thätige Beihülfe Piccolomini's, an die er sich nicht vergeblich wandte.

In Beccafumi's friedlicher Werkstätte war jetzt ein Drängen und Treiben, als wenn es brennte. Die verschiedensten Kräfte waren in Bewegung. Wie sonst die Stille, war dem Meister jetzt der Lärm angenehm. Schon vor der Wohnung hatte Alles ein anderes Ansehen. Eine unendliche Masse von Marmorplatten waren übereinander geschichtet, rings umher mit schwarzen Kreuzen bemalt, damit jeder das Domeigenthum achten lernte. Im anstoßenden

Gärtchen wurden die Blumenstücke niedergetreten, die beengenden Lauben entfernt, weil Platz gewonnen werden mußte für die vorbereitenden Arbeiten. Hier zerschnitten zahnlose Sägen ächzend die Marmortafeln, dort knirschten widerstrebende Steinbohrer, dort endlich gaben Hämmer den scharfen Meißeln widerhallenden Nachdruck. Ehe der Marmor zur Zusammensetzung des kolossalen Mosaikbildes in Stücke der mannichfaltigsten Form zerschnitten wurde, wurde er nach den Farben geordnet. In leisen Schattirungen ging das Weiß in das Grau und dieses in das dunkelste Schwarz über. Die Zahl der Gehülfen wuchs mit jedem Tage. Die vornehmsten waren Bernardino, Gallo, Marinelli und Pellegrino. Alle waren von Beccafumi's Eifer beseelt und sahen das Werk für ein heiliges an. Schon der Gedanke, daß ihre Enkel, wenn sie den Dom beträten, einst mit Stolz derjenigen sich erinnern würden, die an dem Fußboden mitgewirkt, hatte für sie etwas

Lohnendes. Nicht zu den Unthätigen, wenn er auch nicht mit Hand anlegte, gehörte der Goldarbeiter Giuliano. Immer sann er auf neue, erleichternde Einrichtungen, die Beccafumi nach den gewonnenen Erfahrungen immer mehr und mehr verbesserte. Er dachte auch daran, wie ohne Störung des Gottesdienstes während desselben der Fußboden, wenn schon vorher die tausend und abermals tausend Stücke und Stücken aneinandergepaßt waren, gelegt werden könnte. Zu dem Ende ließ er einen Verschlag anfertigen, der auf Rollen fortzubewegen groß genug war, daß darin der Meister mit zwei Gehülfen arbeiten konnte. Jedesmal sollte ein so großes Feld, als er verdeckte, vollständig ausgeführt werden.

---

In Scharen wallfahrtete das Volk zur Katharinenkapelle. Vom Marmorgiebel wehte der Kranz, das Gerüst verdeckte nicht mehr die ge-

reiften Säulenschäfte mit der Akanthusbekrönung, das Sparrenwerk zeichnete schon dem Sturm und Unwetter die künftige Grenze vor. Noch strahlte die Sonne in das deckenlose Heiligthum und nie klarer und erquickender. Heute rastete Hammer und Beil, obgleich es noch viel bis zur Vollendung und Einweihung zu schaffen gab. Nach angestrengter Arbeit ergab sich heute Alles nicht der Ruhe, sondern der Lust und Freudigkeit. Fest und Schmaus, Tanz und Spiel sollte den Tag der Kreuzaufrichtung verherrlichen. Die Brüderschaft der h. Katharina hatte es sich etwas kosten lassen, Alles auf das Beste vorzubereiten und einzurichten. Die Nacht vorher hatte Balthasar Peruzzi weder sich, noch seinen Gehülfen, noch den Handwerksleuten eine Stunde Schlaf vergönnt. Kaum war Abends spät das Gerüst abgebrochen, so wurde von den Balken und Stangen, Planken und Bretern in der Nähe eine Schaubühne nach seiner Angabe in neuer zweckmäßiger Weise auf-

geschlagen, sodaß sie jedem Bau der Art hätte als Muster empfohlen werden können. Die Seiten- und Hinterwände hatte unter seiner Anleitung Riccio gemalt mit Gebäuden und Palästen aller Art und täuschenden Perspectiven. Alle Brüderschaften wollten an der Feier Theil nehmen, und die Akademie der Rüpel hatte auf Pacchiarotto's Einladung sich entschlossen, am Abend eine Komödie zu spielen. Jetzt nahm die Aufmerksamkeit der Versammelten der Maurerpolierer in Anspruch, der von der Zinne des Baues herab seine Reimsprüche hersagte und unter donnerndem Zuruf der bewegten Menge, unter beständigem Schwenken der Hüte auf die Freiheit und Einigkeit der Stadt Siena, auf die Weisheit und Kraft der Obrigkeit und zuletzt, die weitschallende Stimme noch erhöhend, auf den Ruhm und die Ehre des Bauherrn Glas auf Glas leerte. Vor dem Bau standen auf der einen Seite die Mitglieder der Katharinenbrüderschaft und alle eingeladene Freunde,

auf der andern die Bauleute mit den Abzeichen ihrer Hantirung, und an ihrer Spitze Peruzzi, der die beiden Enkel an der Hand hielt, mit Riccio, Franz und Peloro. Der jubelnde Taumel verwandelte sich bei allen Umstehenden in die Freude inniger Rührung, als Pacchiarotto mit raschem Schritt hervortrat, auf den Baumeister gerade zuging und ihn umarmte. Man erstaunte, man wollte seinen Augen nicht trauen, Jacob Pacchiarotto und Balthasar Peruzzi lagen sich in den Armen. Beschämt vergaßen sie, was sie sonst gedacht und gesprochen. Der eine erkannte jetzt in der Kapelle einen Musterbau, der andere konnte sie nicht schöner verziert sich denken als durch des Freundes Wandgemälde. Wie Brüder, die nach langer Entfernung sich wiederfinden, konnten sie nicht sprechen und hatten sich so viel mitzutheilen, sie weinten und waren so froh. „Die reiben sich nun anders als vordem," sagte ein roher Tagelöhner, „und reiben einem wider Willen die Thränen aus

den Augen." Einigkeit, Einigkeit, es ist das Fest der Einigkeit, wiederholte es sich ringsum weiter und weiter, wie das bewegte Wasser immer größere Kreise zieht, wenn des Windes Flügel darüber hinfährt. Unbekannte drückten sich die Hände, der Reiche küßte den Armen, und Friede und Eintracht, Eintracht und Friede tönte es von Mund zu Mund. Welch ein erhebender Augenblick! Leider war er nur das letzte Aufflammen des verlöschenden Lichtes! Die Eintracht ward erstickt, der Friede ward vernichtet und nicht durch den Feind von außenher.

Auf den Ruf: „Platz da!" öffneten sich die Massen, und ein Rathsdiener, begleitet von zwei Hellebardierern, kam mit einem großen Brief zum Vorschein. Der Brief war an die Brüderschaft der h. Katharina gerichtet. Pacchiarotto riß ihn aus der Hand des Abgeordneten, brach ihn auf und eine höhnisch gellende Lache brach die Freude ab, wie der Schuß der

Büchse den Gesang der getroffenen Lerche. „Wer Ohren zu hören hat, der höre!" begann er darauf, und sein sonst blasses Gesicht war purpurroth, „der Senat verbietet uns den heutigen Tag zu feiern, und warum? weil wir keine pflichtmäßige Anzeige gemacht. Ihr versteht mich, wir sollen um Erlaubniß bitten, wenn wir der Schutzheiligen unsere Verehrung bezeigen. Wir sollen keine Feste geben, und warum? weil ein Volksauflauf entstehen könnte. Ihr versteht mich, wir sollen nicht in Freundschaft und Liebe bei einander stehen, man will die Bürgersleute trennen und zerstreuen. Man fürchtet uns, denn wo ein böses Gewissen, da ist auch Mistrauen. Wir sollen keine Komödie spielen, und warum? weil des Himmels Zuchtruthen uns zu Beschäftigung anderer Art treiben. Anderer Art — ihr versteht mich, man will aus freien Leuten Festungsgefangene machen, unter dem Vorgeben eines nahen Krieges. Aber nicht vor dem Feind, vor uns ist den

Herren bange." „Hoho!" erschallte jetzt eine dumpfe Baßstimme aus dem Hintergrunde. Es war der Schuster Crispino, der sich nach vorn in Bewegung setzte. Mit beiden Händen machte er Luft, seine Wohlbeleibtheit nämlich bedurfte des Platzes viel. Mehr als sonst glühte seine Kupfernase, denn mit Freunden hatte er schon im Voraus dem Feiertag sein Recht geschehen lassen. „Nicht für ungut," bedeutete er den Rathsdiener mit verfänglichen Handbewegungen, „wenn die Herren Neun nicht zur Komödie gebeten sind; ließen sie uns doch auch nicht zusehen, als sie auf dem Rathhause agirten. Aber wenn sich die Vornehmen mit dem Bürgersvolk gemein machen wollen, so mögen sie kommen und sehen, die Komödie ist betitelt: der Welt Regiment, und zu lachen gibt es viel." Der Rathsdiener gebot, sich dem Befehl zu unterwerfen. „Im Namen der Obrigkeit!" sagte er; da er aber so viel verwegen trotzige Gesichter um sich sah, so zitterte seine Stimme wie

die Arme der Hellebardierer, die scheinbar muthig mit den Speeren auf den Boden stießen. Balthasar Peruzzi, einen Tumult besorgend, blickte unverwandt zu den Maurern und Zimmerleuten, die im Geist ihre Werkzeuge mit den dünnen Speeren der Wache zu vergleichen schienen. Als das Murren in ein ohrzerschneidendes Kreischen und Jauchzen, in ein wieherndes Gelächter und Verhöhnen überging, so befahl er den Handwerkern, ihm zu folgen, und sie folgten, wenn auch unwillig. Das Volk, das von hinten her immer zahlreicher zuströmte, gewann wie nach einem ausgerissenen Damm nun Raum, bis zur Mitte in brausendem Andrang vorzustreben. Anfangs Neugierde trieb sie jetzt Lust zum Lärm. Der Übermacht mußte die Ordnung weichen. Der Rathsdiener gab den Begleitern einen Wink und sie entfernten sich. Ausgelassenes Toben, gemeines Schimpfen und Koboldsgekicher begleitete ihren Rückzug. Der Färber Baccio, der Plattenschläger Rossi

und wie die Gemäßigten hießen, suchten vergeblich die aufgeregten Gemüther zu begütigen, baten vergeblich, nicht weiter zu gehen, das Fest auf eine günstigere Zeit zu versparen. Sie fanden nicht Gehör. Wie nach einer glorreichen Schlacht die Feldherren unter dem Siegesruf des Heeres sich gegenseitig Glück wünschen, so ruhte jetzt die kleine knöcherne Hand des beweglichen Malers in der mächtig feisten des schwerfälligen Schusters, dem der Schweiß in großen Tropfen von der Stirn fiel. „Laßt uns eins trinken!" rief er und ließ sich einen riesenmäßigen Weinkrug reichen. Pacchiarotto weigerte sich dessen, denn er trank nur Wasser, aber Crispino that einen klaftertiefen Zug. Mitten im Jubel entging den dicht gedrängten Scharen eine Bewegung in der Ferne nicht. Eine Masse Hellebarden ragte schon aus dem Gewühl hervor, und kein Zweifel waltete mehr, daß die Neun mit bewaffneter Macht ihr Stück durchsetzen wollten. Das laute Getöse stimmte

sich zu einem leisen Summen herab, Jeder war ganz Auge, Jeder ballte unwillkürlich die Faust, um auch ohne Waffen seinen Mann zu stehen. Die Hellebardierer brachen sich Bahn und in ihrer Mitte ging der Rathsdiener mit sechs Zimmerleuten. Sie schritten bis zu der Schaubühne vor. Und jetzt befahl der Rathsdiener, augenblicks sie umzureißen. Da mit einer Behendigkeit, deren sich der jüngste nicht schämen dürfte, sprang der alte Pacchiarotto auf das fünf Fuß hohe Proscenium, mit dem gebietenden Ansehen eines Heldenspielers bewegte er Hände und Beine, und mit der Donnerstimme des rasenden Ajax sprach er herab zu dem mächtig nachdrängenden Volk. Wenn die überwallende Begeisterung des Augenblicks, wenn die sprudelnde Erregtheit den dräuenden Waffen gegenüber auch die Rede des Zusammenhangs entbehren ließ, den unter dem Kriegslärm selbst bei anderer Stimmung Niemand gefaßt hätte, so entflammten doch die oft wieder-

kehrenden Worte Freiheit und Einigkeit, Gewaltthat und Tyrannei die Herzen zum wildesten Ingrimm. Ein Zimmermann holte mit dem Beil nach einem Pfahl des Gerüstes aus, aber auch Crispino holte von obenher aus, und das Holz fühlte nicht mehr den Schlag, als er die Maulschelle. Ein Regen von Steinen von der Höhe herab verschonte nicht Freund, nicht Feind. Der Rathsdiener winkte, und jetzt kletterten Hellebardierer auf die Schaubühne, um den fanatischen Redner herunterzureißen, aber sie waren nicht so geschickt als er. Unbehülflich hoben sie die Linke empor, als wenn ihnen Jemand die Hand reichen sollte. Statt dessen stieß man sie mit schallendem Hohngelächter herab. Das Volk merkte bald, daß es ihnen verboten war, die Waffen anders als zum Dräuen zu gebrauchen. Immer dreister rückte es vor. Zehn Hände hielten die jedes Hellebardierers, die Zimmerleute gaben gutwillig die Beile her, und vor Aller Augen wurden die

Speere auf der Bühne in Stücke gehauen. Der Rathsdiener, seines Lebens nicht sicher, ersah zum größten Glück eine Stelle, wo ein Bret von dem Gerüst losgebrochen war, und unvermerkt wie in einen Fuchsbau schlüpfend, entwischte er unter dem Fußboden der Schaubühne hinweg, wo das Volk bis dahin sich in anderer Absicht versteckt hatte. Vor Wuth schäumend über das schmachvolle Schauspiel, mußten die Hellebardierer sich dennoch freuen, der nur hindernden Waffen entledigt zu sein, und mit schonungslosen Faustschlägen kämpften sie sich von der Masse los, die sie umzingelt hielt. Waffenlos, mit Staub und Blut befleckt, kehrten sie zurück.

Aber kaum war eine Stunde vergangen, so standen, als wenn die Deutschen vor den Thoren wären, alle Aufrührer in Waffen, wenn auch hier die Feuerstange die Lanze, dort das Fleischermesser das Schwert vorstellte. Mit der immerfort sich vergrößernden Zahl wuchs auch

ihr Muth. Crispino rief zu seiner Partei die ganze Schusterzunft, die in ihm ihr Haupt verehrte, alle Gesellen und Burschen, diese hatte er eingeschrieben und jene freigesprochen, alle Altflicker, die an den Straßenecken ihr Gewerbe trieben, denn er borgte dem einen das Leder, dem andern das Handwerkzeug. Pacchiarotto, ein eifriger Condottiere, versammelte durch das lodernde Feuer seiner Beredtsamkeit neue Scharen. „Thut es," rief er in väterlich mahnendem Ton, „um der h. Katharina willen! Sie wird uns segnen und die Widersacher strafen." Die Neun wagten nicht einen dritten Angriff und ungestört konnten die Kampfgerüsteten wie im Feldlager unter freiem Himmel offene Mahlzeit halten. Für die Bewirthung sorgten die beiden Färber Anton und Angelo, zwei Brüder, und der Hutmacher Carocani. Die Speisen und Getränke, die im Versammlungshause zum Gastgebot bestimmt gewesen waren, wurden auf Esel geladen und diese den Reihen

des Heeres zu dessen Bekösstigung vorbeigeführt. Ein Theil saß auf dem Theater, der größere auf dem Steinpflaster und sang von Freiheit und Einigkeit. Allerlei Kurzweil trieben die Schmausenden mit den Resten der zerbrochenen Hellebarden. Bald wurden sie zu einem Siegeszeichen übereinander gehäuft, bald warf man sich mit ihnen, als wären es Brotkügelchen. „Nachbar," hieß es hier, „rühre dir damit den Reis um," und dort: „Da, ein Zahnstocher!" Für die Mehrzahl ward die Tafel zu schnell aufgehoben, denn das Essen reichte nicht zu und umgekehrt, wie im Evangelium war die Ernte klein, aber viel der Arbeiter. Das dauerte den dicken Heerführer, mit beiden Händen den Wanst unterstützend, hob er sich von dem Sitz, den die Treue der Anhänger für ihn bereitet, und sprach also: „Freunde und Kameraden, ich lade Euch zur Nachkost beim Gonfaloniere ein. Gestern wurden drei Stückfässer bei ihm abgeladen. Auf! laßt uns schmecken." Er hatte

nicht ausgesprochen, so stand ein großes Heer mit Muth und Lust gerüstet zum Unternehmen bereit. Um des Himmels willen, bei Allem, was heilig ist, beschwur Pacchiarotto die lärmende Mannschaft, davon abzustehen. „Hört mich, hört mich," schrie er mit kreischender Stimme, „was uns zukömmt, wird uns werden," und bei diesen Worten schwang er einen Dolch, „wir können fodern, aber laßt uns nicht rauben und plündern. Folgt mir, auch ich will mit euch Beute machen, aber so wie es dem Braven ziemt." Diejenigen, die wohl merkten, genug des Guten genossen zu haben, erwählten ihn zum Anführer, aber die größere Masse zog unter wilden Kriegsgesängen, unter dem Klirren der Waffen nach dem Weinkeller des Gonfaloniere ab. Ausgestorben und leer waren die Straßen, in denen sich nicht das Leben der Freiheitsmänner entfaltete. Alle Kaufläden und Werkstätten waren verschlossen, alle Thüren verriegelt, alle Neugierde verschwunden.

Kein Hellebardierer zerstreute die Haufen, kein Rathsdiener gebot Ruhe, kein Vornehmer wagte sich ans Fenster. Mit einem Toben ward der Palast des Gonfaloniere umzingelt, als wenn die Todten der Stimme des Gerichtes ihr Ohr leihen müßten, aber nicht Herr und Diener war zu errufen, taub allem Lärm. Der Thorweg ward erbrochen, ohne daß Jemand dem Unfug wehrte. Den innern Hofraum erfüllte mehr Volks, als er zu fassen schien, die Kellerthüre wich dem Andrang, die Fässer wurden ans Licht gefördert und mit dem Jubel glücklichen Gelingens dem Zuge vorgerollt. Von den Tritten der Friedensstörer dröhnten Straßen und Märkte, als wenn Trümmer ihre Spuren bezeichnen sollten. An Verwüstungen ließ es selbst jene Schar nicht fehlen, die Pacchiarotto von Gewaltstreichen fern hielt, die mit seinem Ehrgefühl unverträglich waren. „Eure Fahnen sehen schlecht aus," sagte der Maler und zeigte auf die weißen Tücher, die an ho-

hen Stangen gebunden keck und luſtig voranwehten, „kommt, ich will euch Zeuch dazu anweiſen, wie ihr es in ganz Siena nicht beſſer findet.“ Indem er ſich der offenen Feindſchaft gegen die Neun und alle tyranniſche Großen ergab, hatte er darum noch nicht alle andere Feindſchaft abgethan. Er verzieh es, daß Freund Baccio und Gleichgeſinnte nicht gemeinſchaftliche Sache machten, er zog friedlich Beccafumi's Wohnung vorbei, der vielleicht allein über der Arbeit nicht merkte, was draußen vorging, aber an Sodoma's Thüre gebot er Halt. Sie war verſchloſſen und verrammelt, doch beim erſten Sturm that ſie ſich nachgiebig auf. Der Maler war nicht zu Hauſe und die drei Knaben vergingen vor Angſt und Schrecken. Der Hund bewährte ſeine Treue und ſprang wüthig bellend und beißend auf die Bewaffneten. Einer von ihnen ſchwang das Schlachtmeſſer über den kleinen Hüter und ſchlug ihn nieder. Nicht ohne Blutvergießen ſollte der Aufſtand abgehen.

Die Knaben, die sich unter Schränken und Tischen verkrochen hatten, waren froh, als die muthwilligen Plünderer die rothen und gelben Seidenzeuche von den Wänden rissen, die Vogelkäfiche sich von der Decke langten, indem sie so Gelegenheit gewannen, sich durch die Flucht zu retten. „Freiheit, keine Ketten, Freiheit!" rief der schnell erregte Carocani, öffnete die Käfiche und ließ das gefiederte Volk davonfliegen, er zerriß die Ketten der Affen, die mehr aus Angst als Lust auf das Dach kletterten, und als Alles in der Stube wie nach einem Erdbeben wirr und zerschlagen umherlag, Noah's Kasten ausgeleert war, da klopfte er sich wohlgefällig auf die Brust mit dem Wahlspruch: „Freiheit, keine Ketten, Freiheit!"

Nach Ablieferung des Altarblattes in die Franziskuskirche hatte Sodoma die Zeichnung zu dem neuen entworfen. Mit dem bewährten Sinn für lebendige Naturwahrheit hatte er in der Gestalt des knienden Königs, der anbetend

das Füßchen des Christuskindes küssen will, das Bildniß des Bestellers Augustin Chigi verewigt. Wie die Haare des langen Bartes herniederfluten, so löst sich sein ganzes Wesen in Ergebung auf. Ursprünglich bestand sein Geschenk nicht in einer Vase, wie auf dem ausgeführten Bilde, sondern in einer Schale mit Goldstücken Chigi wollte es nicht so, ob ihm gleich der Maler begreiflich machte, daß sie der Heiligenschein des Kaufmanns seien. Der jugendlich schöne König, der besonders des Beschauers Aufmerksamkeit fesselt, ist Riccio, von welchem man sagen kann: er war verloren und ist gefunden worden. Die bewußte Zierlichkeit, sein Gang ist ein Tanzschritt, ließ in ihm den erkennen, der so oft den Künstlern Modell stehen mußte. Zu dem treu ehrlichen Joseph mit der Binde auf dem Haupt benutzte er die Züge des Nachbarn Beccafumi. Kein Kopf ist schöner ausgeführt als der eines Hirten, der zwischen zwei Bäumen, an die das Dach der Hütten-

ruine befestigt ist, neugierig hervorblickt mit aufhorchender Miene. In ihm zeichnete er sich selbst, aber, um weniger kenntlich zu sein, ohne Bart, denn so wie er war, wagte er sich nicht unter die Heiligen zu mischen. Die Keckheit, die man auf seinem Bilde in dem Fresco am Viennothor wahrnimmt, wo er mit Pinseln in der Hand auf einen Brief mit dem Worte: Feci hindeutet, wird hier ganz vermißt. Der Maler dachte jetzt nicht wie früher. Die Erfindung des Altarblattes fand großen Beifall, am meisten freute es ihn, daß man die Gestalt der seitwärts sitzenden Madonna lobte und in ihr, fern von dem süßlich schmerzlichen Ausdruck auf alten Bildern, bei blühender Frische und Fülle das Wesen der makellosen Jungfrau erkannte. „Noch Höheres," dies gelobte er sich, „soll mir in den Wandgemälden der Dominikanerkirche gelingen. Die h. Katharina soll mich begeistern, auch die schöne Weiblichkeit würdig darzustellen. Ihr Bild, das ich jetzt nur noch

eine geschlossene Knospe im Herzen trage, soll sich zur vollen Granatblüte entfalten. Meiner Hand war es vorbehalten, ihr Andenken wahr und schön der Nachwelt zu überliefern. Wie sie uns die alten Schildereien vor Augen stellen, kann die jugendliche Heilige nie ausgesehen haben."

Das Haupt der h. Katharina steht in einem künstlichen Silbergehäuse auf dem Altar der Dominikanerkirche. Zwei Schlüssel, von denen einer im Verwahrsam des Senats, der andere in dem des Klosters ist, sind nothwendig, dasselbe aufzuschließen. Seltener als andere Reliquien wird es an Heiligentagen offen zur Anbetung ausgestellt. Man muß sich begnügen, es durch die kleinen mit Glas verwahrten Öffnungen zu beschauen. Wenn auch die Wangen eingezogen, wenn auch die Haut dunkelbraun ist, so hat es sich wunderbar gut erhalten. Nur durch Spannocchi's Vermittlung erreichte es der Maler, der die Thaten der Hei-

ligen treu schildern sollte, daß ihm an einem bestimmten Tage der silberne Kasten geöffnet werden sollte. Sodoma, als er sich in die Kirche begab, hatte den Arm, vom Mantel umhüllt, in die Seite gestemmt, so vermochte er nur ein Kästchen zu verbergen, das das Mittel enthielt, von dem Gesicht der Heiligen ein treues Abbild zu stehlen. An der Thüre empfing ihn ein junger Geistlicher, der, nach dem Befehl der Obern, zeigen und erklären sollte, lieber aber gesehen und gehört hätte, was sich draußen begäbe, denn durch die wilden Ruhestörer war auch die klösterliche Stille unterbrochen. Sogleich nach der Begrüßung fing er davon zu sprechen an, aber Sodoma, das Treiben als Tollheit trunkener Gesellen bezeichnend, zwang ihn von dem Weltlichen zu dem Geistlichen überzugehen. Er zeigte ihm den Ring, durch den sich der Heiland der frommen Jungfrau anverlobt hatte. „So hat sie," sagte der Künstler, „eine volle Hand gehabt, weshalb ist

sie denn hier auf dem Altarblatt mit spinnenbeinigen Fingern gemalt?" Worauf jener entgegnete, daß der einsichtsvolle Maler daran habe erinnern wollen, wie die Heilige acht Jahre hindurch keine andere Speise genossen als die Hostie aus eines Engels Hand. Sodoma nickte mit dem Kopf, um nicht zu ferneren Erörterungen Anlaß zu geben. Allein der Erzählende glaubte darin ein Zeichen wahrzunehmen, um ihn weitläufig über sie zu belehren. „Die h. Katharina war es," sagte er, „die, da lange die Päpste in Frankreich residirt hatten, Gregor XI. durch hinreißende Überredung nach der Weltstadt zurückzukehren vermochte; die h. Katharina, wenn ihr die Verehrung, die sie verdient, zu Theil geworden wäre, würde nie die empörende Einsperrung des heiligen Vaters geduldet haben." Jetzt erst, da man ihren Werth laut vor der Welt bekenne, grüne eine Hoffnung, und er selbst, Johann Anton (so ließ sich jetzt Sodoma nennen), möge mit beitragen helfen, die

Schmach der Christenheit zu wenden. Unverwandt blickte dieser auf das silberne Behältniß. „Nicht alle hundert Jahre," fuhr der Beredte mit steigendem Eifer fort, „wird ein solcher Mann in Siena geboren als der, dem unsere Kirche das Heiligthum verdankt. Katharina verblich in Rom, und in der Kirche Sopra la Minerva ward die weise Jungfrau beigesetzt. Wen mußte es nicht betrüben, daß sie nicht da ihre letzte Ruhestätte gefunden, wo ihre Wiege stand? Pius II. sprach sie heilig. Die Sienesen baten jetzt, weil Rom überreich an Heiligen sei, sie durch die irdischen Überreste der Heiligen begnadigen zu wollen, allein der Papst, obgleich selbst ein Sieneſe, konnte ihnen nicht willfahren. Da lebte hier Salvator Bardi und seine Tochter, die sein Augapfel, sein Alles war. Sie erkrankte und weder Arzt noch Pflege half. Er sah sie hinschwinden und zählte an ihren Pulsschlägen die Minuten seines Glückes. Sie selbst, mistrauisch gegen Arznei, sagte oft, daß

ihr in diesem und in jenem Leben nur wohl werden könne, wenn sie die Gebeine der h. Katharina berühre, und er in trostloser Verzweiflung gab ihr das Versprechen, mit ihr nach Rom zu wallfahrten. Schon der Gedanke schien ihre erlöschenden Kräfte zu erneuern. Freunde und Wohlunterrichtete riethen von der Reise ab und nannten die Erscheinung eine gewöhnliche Täuschung. Doch der Vater begab sich auf den Weg. Alle Vorsicht, die die Liebe vorschreibt, ward treu beobachtet, aber die Dulderin, deren Ende die Fahrt beschleunigt, entschlief unterwegs. Der Vater rang die Hände am offenen Sarg. Durch ein „Nein! Noch nicht!" mit dem Schrei des Entsetzens scheuchte er die Todtenträger von dannen. Er war allein und sich hinkniend, seinen Mund auf die bleichen Lippen drückend, als wenn er ihren Angstruf fürchtete, trennte er mit scharfem Messer den Kopf von dem schönen Halse. Den geschlossenen Sarg verdeckte die schwarze Erde,

aber den Kopf der Tochter und das Eisen, das in blutiger Schrift die schreckliche That verrieth, verhüllte er in weiße Tücher und trug es auf dem Herzen. Er setzte die Reise fort nach Rom. Angelangt, erfragte er die Kirche, wo die Heilige ruhte. Und mit dem Kopf einer andern Jungfrau, gehüllt in dieselben Tücher, kehrte er nach der Heimat zurück, legte hier auf den Altar nieder das kostbare Geschenk und starb als zärtlicher Vater, als edler Sieneſe." „Fälschungen der Art," fragte der Maler, „verbietet nicht die Kirche?" Die Frage verneinend, schloß der Geistliche jetzt den Reliquienkasten auf. Jener bat, das Haupt herauszunehmen, da er es zeichnen wolle. Ihm sei nur befohlen, den Deckel zu öffnen und mehr nicht, war der bestimmte Bescheid. Sodoma, unruhig und unwillig, erwog bei sich, was zu thun sei. Den Gewissenhaften durch eine List aus der Kirche zu entfernen, schien ihm unmöglich, noch unmöglicher, die Augen des Auf-

sehers durch ein Goldstück zu blenden. Da erscholl in der Nähe gewaltiger Tumult. In dem Gewirr der Stimmen vernahm man deutlich: „Nieder mit den Tyrannen! Die Freiheit lebe!" Die jugendliche Neugierde spielte dem Altverstande jetzt einen argen Streich. Der Geistliche vergaß Alles bei dem Lärm und lief nach der Thüre, Sodoma schlich ihm nach. Jener stand vor der Kirche, und da Niemand war, der ihm Auskunft geben konnte, so schritt er weiter vor. Dies schien dem Künstler, der von der lästigen Gesellschaft sich befreit wünschte, der günstige Augenblick. Er verschloß die Thüre. Den Mantel warf er von der Schulter, er goß Wasser in den pulverisirten Gyps, nahm das heilige Haupt leise hervor und formte es ab. Der Ausgeschlossene begehrte Einlaß. Sodoma ließ ihn zweimal klopfen, da war das heilige Haupt im Gehäuse, die Gypsform unter seinem Arm und der Mantel auf den Schultern. Jetzt öffnete er, und statt der Vorwürfe, die

er erwartete, empfing er Lobsprüche von dem Geistlichen, daß er die Thüre, daß er den silbernen Kasten verschlossen habe, denn bei so ordnungslosem Treiben wäre nicht Kirche und Altar sicher. Sodoma empfahl sich. Er wollte mit seinem theuern Raub den nächsten Weg nach seiner Wohnung einschlagen, aber aus einer Seitengasse in die andere trieben ihn die Schwärme der Aufrührer. Beschützt von der anbrechenden Dunkelheit, wie er glaubte, strich er längs den Häusern hin. Da stürzte aus einem vorüberziehenden Trupp ein kleiner Mann auf ihn zu, denn seine Tracht war die eines Vornehmen und täuschte selbst Pacchiarotto's scharfen Blick. „Kennt Ihr nicht Euern Kunstgenossen und Verwandten?" so wollte er den Feindseligen abwehren, aber dieser mit dem Ausruf: „Ha, Sodoma!" versetzte ihm einen Dolchstoß und entfloh. Sodoma sank gegen ein Haus zurück, doch er fühlte, daß er nicht verwundet war. Aber die Gypsform war zer-

brochen. Er schlug den Mantel zurück und in freudigem Entzücken bemerkte er, daß der Stich nur die Masse unter dem Kinn getroffen und abgetrennt habe. Dadurch gewann das Abbild an Ähnlichkeit mit dem heiligen Haupt. Dankgefühl erhob des Künstlers Seele. Die h. Katharina hatte ihm das Leben gerettet.

---

Während Angst und Schrecken Siena erregte, wenn auch nur die Weinkeller und Brotladen die ungezügelte Wuth der Menge empfanden, war derzeit in Rom Friede und Ordnung, während die Vornehmen in ihren Palästen wie Belagerte sich einschlossen, verließ der heilige Vater die grauenvolle Gefangenschaft. Groß waren die Opfer, für die der von Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art gebeugte Greis die Freiheit erkaufte. Die kaiserliche Fahne wehte auf der Spitze der Engelsburg, aber die Feinde mit Ausschluß einer mäßigen

als Besatzung zurückbleibenden Zahl waren in vier andere Städte des Kirchenstaats vertheilt, bis die ungeheuern Lösesummen von Stadt und Land, von Geistlichen und Weltlichen aufgebracht waren, von deren Erlegung der Abzug abhängig gemacht war.

Nicht beunruhigende, nicht frohe Ereignisse unterbrachen die Thätigkeit Beccafumi's, der mit allen seinen Gehülfen die friedfertige Gesinnung theilte. Er arbeitete im Dom, und es störte ihn nicht, daß viele ehrenhafte Bürger, die im eignen Hause sich nicht sicher glaubten, mit Weibern und Kindern daselbst an den heiligen Altären Zuflucht suchten. Anderswo waren sie der Mishandlung der Wüthenden ausgesetzt, wenn sie nicht gemeinschaftliche Sache machten. Von den Bildern des Schreckens sahen sie mit frommer Erbauung zu denen, die Beccafumi's Kunst ins Leben rief. Nur Theile des kostbaren Fußbodens konnten sie sehen, aber der unempfänglichste Blick fand Gefallen daran.

Die Schauenden brachen in ein unwillkürliches Jauchzen der Bewunderung aus, wenn das bewegliche Gerüst, in dem verborgen der Künstler den Zauber schuf, fortgeschoben wurde und neue Figuren zum Vorschein kamen. Wie gern an dem Bach die Kinder niederknien, die Kälte des Wassers prüfen und sich darin bespiegeln, so thaten sie es hier. Anfangs schüchtern und später immer dreister fuhren sie mit den Händen über das Marmorgetäfel her, als wenn sie anfangs fürchteten, die Zeichnung zu verwischen, und später reibend und kratzend sich von ihrer Unvergänglichkeit überzeugen wollten. Lieber aber sahen sie noch durch die Spalten des Gerüstes, wie der Meister, auf alle Lobsprüche und Urtheile nicht achtend, für ihn schien in seinem Verschluß nur dem Lichte der Zugang gewährt zu sein, emsig und beinahe immer schweigend mit den schnellen Gehülfen an dem steinernen Gewebe wirkte. Täglich viele Stunden hielt sich Dominikus da Leccio, wenn

er die Messe gelesen, in der Kirche auf. Bequem wohnte er bei den Domherren, aber recht heimisch war es ihm nur hier. So unnachahmlich, so endlos reich und mannichfaltig erschien, was der fromme Eifer Beccafumi's fertigte, daß der junge Mönch im beschaulichen Leben nun volle Befriedigung fand. Ein Werk entstand, wie es nie die Welt gesehen und nie wieder sehen wird, von unbeschreiblicher Herrlichkeit. Das Wort, das überlieferte, kann das neue nicht fassen, die Rede, die hier übertrieben höhet, dort unnatürliche Drucker aufsetzt, um Anschaulichkeit zu erzielen, verstummt in der Schilderung, wo unmerklicher Übergang das Hellste mit dem Dunkelsten versöhnt und der Contrast von Schwarz und Weiß aufhört. Wer mag in riesenhafter Vergrößerung das schön finden, was allein durch seine Kleinheit anzieht, in Fresco die Feinheit der Miniatur, in der Bildhauerarbeit die Zierlichkeit der Gemmen? Nur Beccafumi verstand es, das Feine

und Zierliche mit der Größe des Maßes zu vereinbaren. „O, daß man Eure Kunst," sagte der Mönch, „mit Füßen treten muß! Wie Viele werden, ohne es zu wissen, über Euer Meisterwerk wegschreiten." „Von ihm," entgegnete Beccafumi, „der sich den rechten Weinstock nennt und vom Zorn der nicht Wissenden gekeltert wurde, will ich Demuth lernen." Der Fußboden, den Mancher für eitles Schaugepränge erklären mochte, sprach die reinste Seele aus, des Künstlers Seele. In den Bildern des alten Bundes verherrlichte er das Christenthum, in den heiligsten Gegenständen seine eigene Anbetung.

In figurenreicher Einrahmung befanden sich umfassende Vorstellungen. Hier an der Seite nimmt von Sara Abraham und sein Sohn zärtlichen Abschied. Die beiden Knaben neben dem Esel, zur Abreise bereit, harren ihrer. Sara kann in ahnungsvollem Schmerz sich nicht trennen von dem geliebten Kinde, es ist

das Scheiden der Gottesmutter vom Erlöser, vor dem schweren Gange. Vorn steht der flammende Altar für das Opfer. Der Patriarch fügt sich mit Kraft und Festigkeit dem himmlischen Befehle. Erst als der Engel winkt, erkennt er mit dankerfülltem Blick, wie viel der Herr von ihm verlangte. Der Schönheit der Gedanken schließt sich die Ausführung an. Aber wie man am Kupferstich, wenn man ihn mit musterndem Auge untersucht, hier und da erkennt, daß ein Strichlein die nachbessernde Hülfe foderte, so bemerkt man in dem grau in grau behandelten Marmorbilde, daß bisweilen eine Fuge als Umrißlinie mit schwarzem Kitt ausgefüllt ist. Das Vollkommene lernte erst der Meister während der Arbeit. Wenn wir die Stufe herabsteigen, die das Querschiff abscheidet, so erblicken wir keine Fuge mehr in einer Vorstellung, die als durchaus vollendet sich dem Kenner und Laien verräth. Sie stellt Moses dar, der die Gesetztafeln empfängt und

in Zorn über die Anbeter des goldenen Lammes ausbricht und zuletzt den gottbegeisterten Greis, der das lebendige Wasser aus dem Felsen schlägt. Sein Blick ruft Allen: „Wen da dürstet, der komme und trinke!" Der ungehorsamen Gemeine erscheint in dem Wunder die Herrlichkeit des Herrn, und sie ertränkt in dem strömenden Segen ihren Unmuth. Ihre Sehnsucht zollt in der sichtbaren Freude keinen stummen Dank, wenn auch ihre geöffneten Lippen sich nicht zu Preisgesängen verstehen. Hier mit der Schale, dort mit der hohlen Hand aus der Quelle schöpfend, erfrischt sich Jung und Alt durch das Labsal. Die Glücklichen vergaßen der Thiere nicht, und diese vergaßen der Müdigkeit beim Rauschen der Flut. Unter der Masse Volks übersehen wir nicht den lieblichen Knaben, der in spielendem Übermuth den Kopf des Hundes unter das Wasser tauchte und jetzt darüber lacht, daß dieser genug bekommen zu haben sich schüttelt. Je-

der Zug athmet Wahrheit, denn er ist Leben vom Leben.

Obwol Siena manche Kunstschätze erster Größe besaß, so war dieses Werk nur allein Sodoma's Erfindungen zu den bestellten Wandgemälden zu vergleichen. Eine betrübende Ähnlichkeit bestand auch darin, daß sie nicht in dem beabsichtigten Umfange ausgeführt wurden. Jetzt hätte Beccafumi in dem Nachbar nicht den Thoren von drüben wieder erkannt, dessen heiligste Aufgabe es war, das Höchste seiner Kraft der Kirche zu weihen. Die Gypsform hielt er mit sorglicher Behutsamkeit am klopfenden Herzen. Glücklich erreichte er das Haus, dessen Thüre gewaltsam erbrochen war. Wohin er in seiner Werkstätte blickte, stieß er auf Spuren muthwilliger Verwüstung. Er sah verschwunden, in Trümmern vor sich liegen, woran sein Herz gehangen, aber nur mit dem Gefühle, mit dem der Knabe, dem Steckenpferde entwachsen, sein Spielzeug jüngeren preisgibt. Er

war allein, aber die Einsamkeit war ihm lieb. Keine Gehülfen brauche ich, dachte er, zu den Bildern der h. Katharina und will alle nun fern von mir halten. Was ich selber kann, erprobe ich. Er verschloß die Thüre vor den Feinden und den Freunden. Es war dunkel, er wollte die Lampe füllen, aber er fand den Ölkrug umgeworfen und zerschlagen. Wozu bedarf ich des Öles? fragte er sich. Nicht mit Öl will ich auf vergängliche Leinwand malen. Mauern, die der Zerstörungslust der Menge besser widerstehen, vermache ich mein Werk für die Ewigkeit. Wozu bedarf ich der Kerze? Meine Finger erkennen in diesen Zügen eine Schönheit, die die Heilige schon hienieden über das Irdische erhob. Mit froher Sehnsucht dem neuen Tage entgegenharrend, warf er sich auf das Lager nieder. Er schloß die Augen, aber nur der irdische Sinn entschlummerte. Jetzt erst sah er wahres Licht, indem ihm im Glanze der Heiligkeit die Jungfrau von blühender

Frische erschien. Wie schlug sein Herz dem wonneseligen Gruß entgegen, wie rang es nach dem Lichte gleich dem Halm, der aus dem hohlen morschen Baumstamm zu ihm blickt! Als der Morgen den glücklichen Schläfer weckte, da gedachte er noch dankbar der schönsten Nacht seines Lebens. Doch entschlug er sich der Ruhe, denn es trieb ihn mächtig ans Werk. Er goß das gelbe Wachs in die Gypsform und bald hing sein Auge an der schönen Todtenmaske. Wie eine wirkliche Reliquie konnte er sie anbeten, der unwissentlich Kirchenraub begangen. Härchen der Augenbrauen, manche Wimper hafteten in dem Wachsgebilde. Er zeichnete den Kopf, und je länger er zeichnete, desto mehr ging der Ausdruck der Erhabenheit in den der Liebe über. Es war, als wenn das todte Antlitz der Heiligen das Auge aufschlüge und Beifall winkte, als wenn sie mit ihm spräche und sein Thun billigte. Keine Heilige erschien im Gemälde schöner als auf seinen Cartons.

Dies sagte er sich selbst, dem Frauengestalten sonst nicht gelingen wollten, aber er schrieb sich nicht die Ehre zu, sondern dem sichtbaren Einfluß höherer Macht. Jetzt begriff er erst Pacchiarotto's Eifer, der in der Heiligen eine Verwandte verehrte.

Welchen Gegensatz bildete das stille Schaffen der Künstler zu dem tollen Lärm der Empörer auf offener Straße. Nach den Umzügen durch die Stadt und der erfolgreichen Anstrengung, neue Kriegsgenossen anzuwerben, hatten sich die Zerstreuten auf dem Rathsherrenplatz versammelt. Die Fahnen waren an die Säule mit dem Bronzebilde der Wölfin gestellt und flatterten, mit dem Raub aus Sodoma's Wohnung prahlend, lustig umher. Mitten auf dem Platz prasselte ein mächtiges Feuer der Dunkelheit zum Trotz. In bunten Gruppen lag dicht gedrängt neben einander das Heer der Unzufriedenen und sang im rohen Ausbruch der Freude Lieder des Aufruhrs. Viele, ermü-

det und überfüllt, schnarchten dem Morgen der Freiheit entgegen. Aber immer rüstig, als wenn die Kraft keiner Erschöpfung fähig wäre, walteten die beiden Führer, der Kleine und der Dicke. Sie sprachen viel, sie scherzten, gelobten und versprachen und verglichen frohlockend ihre Macht mit dem geringen Anhang der Vornehmen, die sich ruhig verhielten, als wenn sie vor Angst in ihren Häusern verblichen wären. Vergeblich war es, daß hier Pacchiarotto, dort Crispino von wohlmeinenden Freunden und Verwandten, von Weib und Kindern beschworen wurden, an sich und die Ihrigen zu denken. Sie wankten nicht in dem, was sie durchsetzen wollten, und wenn es ihr Leben kosten sollte. Der wackere Baccio, ob ihn auch Zischen und Hohngelächter empfing, kam wiederholt zum Freunde Pacchiarotto. Bald suchte er ihn durch ernstliches Bedeuten umzustimmen, bald durch List nach Hause zu locken, aber er war unbeweglich. „Geht mir

mit Eurer Freundschaft," so wies er ihn ab, „wenn Ihr die Freiheit nicht liebt. Und wenn uns Berge entgegenstehen, wir dringen durch. Sind die sieben Berge bezwungen, so werden es auch die neun." Ebenso fruchtlos bot der Notar Bugiardini Alles auf, um den ihm sonst zugethanen Crispino auf andere Wege zu bringen. Er hielt ihm die Folgen vor und ein ganzes Register von Gesetzstellen. „Das Alles gilt nicht mehr!" rief mit heiserer Stimme der Schuster und schlug sich lächelnd in die Seite. „Wir machen kürzere Processe als Ihr. In Siena blüht Euch kein Weizen mehr, aber auch in Florenz gibt es für Euch nichts zu thun, da tragen sie den Palast der Mediceer ab und nennen den Platz den Platz der Maulthiere, weil die heutigen Mediceer Bastarde sind. Pacchiarotto und Crispino waren darin einverstanden, daß sie Foderungen machen und Begünstigungen erzwingen wollten, um die Freiheit der Bürger und der Stadt aufrecht zu hal-

ten. Aber wie weit zu gehen sei, war noch Sache der Überlegung. Lange beriethen sie sich und schoben eine Stunde nach der andern den Augenblick hinaus, wo sie vor die Paläste der Neun sich aufstellen und diese zur unbedingten Unterwerfung unter ihren Willen vermögen würden. Sie konnten sich nicht vereinigen. Crispino, in bacchischer Begeisterung und Beredtsamkeit, erklärte, daß die Neun abgesetzt und fortgejagt werden müßten, dies sei eine milde Strafe für ihre Tyrannei, und auf diese Weise würde Bürgern durch eine neue Wahl die Aussicht eröffnet, eine Obrigkeitsstelle zu erhalten. Pacchiarotto, sonst über die Maßen erregt und durchfahrend, war in seinen Wünschen gemäßigt. Er wollte nichts mehr, als daß die Neun für ihr ungemessenes Betragen öffentlich Abbitte thäten, daß sie ihrer Machtvollkommenheit bestimmte Grenzen ziehen ließen, und daß sie Allen, die zur Wiederherstellung des Freistaates die Waffen ergriffen,

nicht nur ohne Ausnahme Verzeihung, sondern auch Erleichterung von Steuern zusagten, wogegen diejenigen, die sich feige gezeigt, zu höheren Abgaben angezogen werden könnten. Es wurde Mitternacht. Kein Stern leuchtete dem ernsten Kriegsrath. Da erhob sich plötzlich ein Wind, als wenn die Fahnen zerbrochen, das Feuer ausgeweht werden müßte. Ein Platzregen mit furchtbarer Heftigkeit rauschte herab und sammelte sich in dem vertieften Platz wie in einem Kessel. Das Feuer wurde bis auf die Kohlen ausgelöscht, und alles Volk suchte die höher gelegenen Theile, um nicht weggeschwemmt zu werden. Bis auf die Haut durchnäßt, da noch kein Ende des Unwetters abzusehen war, liefen Viele still, begünstigt von der Nacht, bald einzeln, bald haufenweis davon und suchten in ihren Häusern Schutz. Die beiden Häupter hielten mit ihren Beiräthen, so viel sie konnten, die Pflichtvergessenen zurück, die wie ausgenüchtert den todten

Herd der Empörung verließen. Jene suchten die Straßen zu sperren, deren aber zu viele auf den Platz ausliefen, als daß die Flüchtigen nicht, wenn sie hier angehalten wurden, dort ein Schlupfloch offen fanden. Als Crispino in einem Trupp von Ausläufern einige seines Gewerbes erkannte, fluchte er ihnen nach. „Diebsgesindel," so schalt er sie, „keinen Fetzen Leder sollt ihr mehr von mir erhalten, schneidet es von eurem eignen Leibe, wenn ihr Schuhe machen wollt." Pacchiarotto dagegen beschwor die Mannschaft im Namen der h. Katharina, er gemahnte sie, wie diese auf harten Steinen geschlafen, alle Mühseligkeiten ertragen, im Sturm und Regen die Kranken besucht und dafür am Ende die Strahlenkrone der Heiligkeit errungen habe. Das Heer der Getreuen war bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Vor Kälte schauernd und mit den Zähnen klappernd (in den Fässern war kein Schluck für sie zum Morgentrunk übrig geblie-

ben), warteten sie auf den Tagesanbruch, dessen erste Strahlen, da der Regen nachgelassen, schon im Osten, wo das geknechtete Rom lag, hervorbrachen. Bei zunehmender Helligkeit wagte Niemand zu entrinnen, aber Niemand stieß zu ihnen, wie die Anführer zuversichtlich erwartet hatten. Wenn die Fluten verronnen wären, meinten sie, würden die versprengten Glieder der Gemeinschaft wieder unter die Waffen treten. Ihr Feuereifer gehörte dazu, um selbst nach solcher Erfahrung nicht mitzufrieren. Sie beschlossen von Neuem, durch die Straßen zu ziehen, das Heer anwachsen zu lassen und dann frisch das Äußerste zu wagen. Im Vertrauen auf die rechte Sache zagte nicht ihr Muth. Da ertönte das dumpfe Trommelwirbeln, das bei den Sienesen nicht Schrecken, sondern nur Neugierde erregte. Alle Morgen geschah es, daß, nachdem in solcher Art Zuhörer zusammengerufen waren, von einem Rathsdiener obrigkeitliche Verordnungen und Anzeigen, oft Tage

vorher beschlossen, bekannt gemacht wurden. Der Trommelschläger näherte sich dem Rathsherrenplatz. Ungewöhnlich früh war dies Erscheinen, doch besorgte man nichts Ungewöhnliches. Auf einen Wink des Rathsdieners schwieg die Trommel und er hub an: „Kund und zu wissen sei Jedermann. Im Namen der Obrigkeit. Alle Diejenigen, die auf betrübende Weise die Ordnung gestört, erhalten Begnadigung, wenn sie Augenblicks von einander gehen. Gegen diejenigen aber, die im Unrecht verharren, wird nach strengsten Rechten verfahren werden." Pacchiarotto würde empört auf den Rathsdiener losgefahren sein und ihm für immer Stillschweigen geboten haben, wenn nicht bedenkliche Bewegungen im Heer das kräftige Einschreiten der Anführer anderswo nothwendig gemacht hätten. Aber ohne Erfolg. Der vierschrötige Schlosser Alo erhob sich in der Mitte und schrie überlaut: „Da so Viele gegangen sind, so gehe ich auch. Etwas Gescheites kömmt doch nicht

heraus. Was meint ihr, Brüder?" Der Wortführer war Stütze für Viele. Da er wich, so fielen sie mit. Pacchiarotto befahl und drohte, Crispino fluchte und schlug darein. Dieses Betragen, wie sich Mehre verlauten ließen, war unangemessen, und sie nahmen daraus den Vorwand, von dannen zu ziehen. Wie Wellenschlag toste das Gedränge, und als die Zurückbleibenden wieder zur Ruhe gebracht waren, da sah man, daß ihre Schar sich wieder um die Hälfte verringert hatte. Durch Bitten und Verheißungen wurden diese warm gehalten. Allein ein unerwarteter Anblick war der Gonfaloniere mit den übrigen Neun, die, da zwei Hellebardierer den Zugang zum Rathsherrenplatz geöffnet, sich vor allem Volk zeigten. Der Gonfaloniere, ein Greis mit schneeweißem Bart, war mit dem Purpur angethan, wie auch alle Senatoren in würdevoller Amtstracht zu sehen waren. Jener mit leiser Stimme nannte einen von ihnen und Alexander Piccolomini trat her-

vor. Er schwieg lange, da vor ihm die Unzufriedenen, sichtbar verlegen und erschrocken durch den Vorgang, stiller sich verhielten als hinter ihm die guten Bürger, die voll Neugierde und Theilnahme dem Zuge folgten. Feierlich und ernst sah Piccolomini aus und maß das Volk mit großen Augen. Das Feierliche und Ernste war sonst nicht immer seine Sache. Er vergaß es, daß er einst Komödien geschrieben voll von so schamlosen Späßen, wie sie in denen der Bürger nicht vorkamen. Warum denn diese verbieten? Endlich hub er an: „Sienesen, Mitbürger! Freut euch mit uns der Kunde, daß der heilige Vater frei ist und in Rom die Feindseligkeiten eingestellt sind. Jetzt ist es Zeit, Feste zu feiern, denn Ordnung breitet über uns des Friedens Segnungen aus. Florenz kann es nicht, das von der Macht des heiligen Stuhles abgefallen. Wir auch sollten es nicht können? Zwietracht sollte störend uns die Freude verderben? Nein — die grauenvolle

Nacht ist vorüber, die Sündflut, die der Zorn Gottes strafend herniederströmen ließ, ist verronnen, und unter dem Friedensbogen blickt der Himmel versöhnt auf uns herab. So lang es Vaterlandsliebe gibt, werden die Sieneſen in Treu und Glauben bei einander stehen. Wo hat jene herrlicher, selbst in trüben Zeiten, sich verklärt? Ihre Denkmale werden später Nachwelt Bewunderung sein. Blickt auf die Katharinenkapelle, auf die neue Ausschmückung der Franziskuskirche, die von edeln Brüderschaften der Stadt geweiht sind. Der heilige Dom prangt mit einer neuen Zierde. Ich werde dort ein Grab neben hochherzigen Ahnen unter dem Marmorboden finden, er aber wird überdauern das vergängliche Schicksal der Sterblichen. Dem Ruhm der h. Katharina (wer beugt sich nicht in Demuth vor ihrer Größe und opfert gern auf ihrem Altar?) wird ein neues Andenken gestiftet. Welche würdige Vorbereitungen zu ihrem Heiligentage von Vornehm

und Gering! Wo Misverständnisse (durch die Feier der Heiligen wurden sie veranlaßt) einen so edeln Grund haben, da müssen sie über Nacht vergessen sein. Der heilige Vater schmachtete in schmählicher Gefangenschaft und keine laute Freude schien damals angemessen. Jetzo ist er frei, so laßt uns jetzo feiern. Tretet Alle zu uns, die ihr nicht mehr feindlich gesinnt seid, und wir bieten euch unsere unwandelbare Freundschaft." Das Murren, das hier und da sich hören ließ, verhallte in der allgemeinern Freude, die der Redner weckte. Weiber und Kinder drängten sich in das Gewühl der Empörer. Crispino suchte umsonst die Seinigen fortzustoßen, die ihn fußfällig umklammerten, es war sein bejahrtes Weib, es war seine Tochter, die ihm den Enkel flehend emporhielt. „Laßt mich los," schrie er oft, „die Sklavenwirthschaft muß im Hause wie in der Stadt abgethan werden." Pacchiarotto war außer sich, wenn auch diejenigen, die auf Abstellung der

Zwingherrschaft pochten und die Rede wiederholt durch den Ruf: „Nieder mit den Tyrannen!“ unterbrachen, sich immer enger an ihn anschlossen. Er wollte sprechen, aber in der Wuth versagte ihm die Stimme und nur satanisches Lachen drückte seine Stimmung aus. „Laßt euch nicht blenden durch süße Worte! Jetzt oder nie! Schlagt los, denn es gilt der Freiheit!“ Diese Worte stieß er aus, aber die, die sie beherzigen sollten, hatte taube Ohren. Die Hellebardierer hörten nur scharf und drangen in siegreicher Übermacht gegen die Zahl der Aufsätzigen vor. Sie wurden nach einem ohnmächtigen Versuch der Gegenwehr sammt den Rädelsführern ins Gefängniß gebracht.

---

Die Neun hatten den vollkommensten Sieg errungen. Es gab Festlichkeiten und sie bewilligten dazu so viel, als nur verlangt werden konnte, doch Lust und Vergnügen blieb von

ihnen fern. Komödie, um die Bürger zu täuschen, wurde genug gespielt, aber nicht auf den Bretern. Die Brüderschaft der h. Katharina ließ jetzt selbst die verhängnißvolle Bühne abbrechen. Mit Furcht besuchte man den Tanzsaal, mit unheimlicher Scheu das Trinkgelage, denn überall, das wußte man, waren Aufpasser angestellt, und die Belohnungen, durch die Machthaber an treu ergebene Bürger ausgetheilt, sollten durch dankbare Dienstbeflissenheit sich bezahlt machen. Ein unbewachtes Wort, eine freimüthige Äußerung war hinreichend, die als gefährlich Bezeichneten unschädlich zu machen. Das Traurige war noch zu neu, um nicht das Neue traurig zu finden. Der Blick in die nächste Vergangenheit war schmerzvoll, der Blick in die Zukunft grauenhaft. Pyramiden und Ehrenbogen waren in den Straßen errichtet, mit Inschriften, die Freude über die Feiheit des Papstes ausdrückten, aber die Sienesen lasen in ihnen Freude über ihre Unter-

drückung. „Was wird aus den Gefangenen werden? Ihnen wird der Henkerstrick, uns der Hunger die Kehle zuschnüren," so klagten Viele. Väter und Söhne, Männer und Brüder waren eingekerkert, die Ernährer ganzer Familien. Niemand wagte für sie anders als in Bitten zu sprechen, und indem man um Gnade flehte, räumte man die Schuld ein und rechtfertigte so gleichsam die zu fürchtende Strafe. Vorläufig wurden alle Gnadengesuche abgewiesen. Hier erblickte man eine krankhafte Erregtheit, die peinlichste Spannung zwischen Furcht und Hoffnung, dort Ermattung nach ungewöhnlicher Anstrengung aller Kraft, die zuletzt beschämt sich hinter dem Mitleid verkriechen mußte.

Dies Niederhängen des Kopfs und der Gedanken theilten bei dem plötzlichen Wechsel der Umstände zum Theil auch diejenigen, die sich fern vom Aufstande zu halten gewußt hatten. Balthasar Peruzzi baute an der Katharinenkapelle, aber sein Herz stand nach Rom. In

jeder Stunde hoffte er die Ankunft eines Briefes, der eine Auffoderung zur Rückkehr enthielt. Wie sehnte er sich, die großen Plane wieder aufzunehmen, die durch Feindesgewalt unterbrochen waren. Beccafumi im Dome ließ einen Theil des Fußbodens, der, um seinen Marmorschmuck zu empfangen, aufgerissen war, wieder mit Backsteinen belegen, mit dem Gefühl, das der Landmann empfindet, wenn er ein reiches Getreidefeld, vom Hagel niedergeschlagen, umpflügen muß. Die Kosten des prachtvollen Getäfels überstiegen weit den Anschlag. Dominikus da Leccio, dem es an einem Orte, wo offene Empörung die Fackelbrände schwang, nicht wohl war, entschloß sich, sobald beruhigende Nachrichten von Rom kamen, sogleich zurückzureisen. Er wies den Meister an Alexander Piccolomini, aber dieser wälzte mit Pacchiarotto auf alle Künstler einen unerbittlichen Groll, und zu sehr beschäftigten ihn noch die städtischen Verhältnisse, als daß er für den

Augenblick sich hätte veranlaßt fühlen sollen, seine Theilnahme dem Marmorwerke zuzuwenden. Beccafumi konnte aber nicht unbeschäftigt sein. Während er im Dom arbeitete, gewann er sich das Vertrauen eines Bildgießers, Jacob Cozzarello, eines schon alten Mannes. Vom Domkapitel hatte er die Bestellung erhalten, Bronzebildsäulen anzufertigen. Sie sollten sich an die Pfeiler der Kirche lehnen und zwölf überlebensgroße Apostel als die Träger des mit Sternen übersäeten Gewölbes erscheinen. Einige derselben standen bereits im Dom, aber sie eigneten sich nicht, um den Namen des Künstlers auf die Nachwelt zu übertragen. Dies erkannte Cozzarello selbst, da er seine Gestalten mit denen auf dem unvergleichlichen Marmorboden verglich. In treuherziger Weise drückte er seine Verwunderung aus, wie er zeitlebens nur in Bronze gegossen habe, Beccafumi dagegen, der eigentlich Maler oder Formschneider oder Kupferstecher sei, sich dennoch in dem Steingebilde

so hervorthue, daß die Leute über ihm ganz seine Apostel übersähen. Er lächelte, als der vielseitige Künstler sich erbot, für ihn einen Engel zu formen, deren sechs neben dem Altar aufgestellt werden sollten. „Versucht es nur, es will gelernt sein," so meinte der Bildgießer, und Beccafumi ging wirklich wieder bei seinem Freunde Giuliano in die Schule, der ihm zeigen mußte, wie man den Thon gehörig zuzurichten, den Modellirstab zu führen habe. Seine Wohnung war nie reinlich und aufgeräumt, jetzt sah sie vollends wie eine Töpferwerkstatt aus. Mit einem Eifer arbeitete er, als wenn er fürchtete, daß die Idee ihm entschlüpfte, wenn er ihr nicht schnell im Thon ein festes Lager bereitete. Nach wenig Tagen stand der Engel da und mit der ganzen Süßigkeit der Unschuld blickte er vom Modellirtisch herab. „Wie seid Ihr mit der Probearbeit zufrieden?" fragte er den Meister Cozzarello und dieser klopfte ihm beifällig auf die Schulter: „Sie ist es werth,

daß ich, was schlechte Erde ist, in gutes Metall verwandele." Der Guß ward ausgeführt, aber fiel so unrein aus, daß Beccafumi voll innerer Betrübniß sie ihm nicht verhehlen konnte. „Warum," sagte er, „habt Ihr mir das Gold in Kupfer verfälscht?" Er formte die fünf andern Engel, und jetzt beschloß er, auf Giuliano's Hülfe bauend, selbst den Guß zu besorgen. Und was er wollte, das gelang ihm wohl.

Nicht wie er, in dem er fortan seinen Lehrer verehrte, überhörte Riccio über der innern Stimme, zu bilden und zu schaffen, das Treiben von außenher. Wenn er auch außer dem Liebesgott, gegen den er sich nicht auflehnen mochte, keinen Tyrannen fürchtete, so hielt er es für gerathen, mit den Empörern Nachtwache zu halten. Die Auftritte, die neben den Gotteshäusern, deren Schutzpatronin die h. Katharina war, stattgefunden, waren von der Art, daß der trübste Ausgang zu erwarten stand. Alle Bande der Ordnung waren zerrissen und

die Sicherheit verlassener Frauen, der wehrlosen Unschuld schien gefährdet. Als das Volk, das in der Freude des Sieges sich nicht zu mäßigen wußte, gegen den Palast des Gonfaloniere anrückte, so trieb es ihn zurück nach der Dominikanerkirche, nach der Gegend, wo Lydia, allein mit ihrer Mutter wohnend, in Angst und Bangen schwebte. Das Fenster war geöffnet, Lydia, auf beide Arme gestützt, beugte sich vor, um weiter zu sehen. In gespannter Erwartung der Dinge zog sie die Augenbrauen herauf, wie Blitzesleuchten zuckten ihre Blicke und eine finstere Ahnung durchbebte ihre Züge. Theilnahmlos, wenn auch ein aufmerksamer Zuschauer, hatte Riccio alles Ungewöhnliche, was sich begab, aufgenommen, jetzt aber nicht, da er die Schöne so verändert sah. In ihrer Aufgeregtheit ward er früher von ihr gesehen, als erkannt. Sie wich nicht zurück und Riccio konnte stehen bleiben und ihr tröstliche Worte sagen. Er theilte ihr mit, daß noch kein Blut

vergossen sei, und daß dem Gonfaloniere, wenn die Unzufriedenen auch seine Wohnung bestürmten, kein Leid widerfahren werde. Das gelassen ruhige Wesen verbreitete sich nun wieder über ihr heiliges Gesicht. Denn das ist kein Ausdruck echter Heiligkeit, wenn das wild rollende Auge überschwengliche Seligkeit, die bleich verhärmte Wange leidenschaftliche Hingebung, der heiß flehende Mund verzehrende Inbrunst verräth. Riccio erzählte so umständlich, so langsam, als er nur konnte, um ihres Anblicks sich fort und fort freuen zu können. Er berichtete ihr, daß Pacchiarotto, um dessen Schicksal sie bekümmert war, nicht die Ansicht des andern Hauptes der Verschworenen theile und nicht in dessen hochverrätherische Anschläge eingehe. Durch neue Fragen erneuerte sie ihm die Erlaubniß, unter ihrem Fenster weilen zu dürfen. Mit jeder neuen fürchtete er, daß sie abbrechen würde, und er fürchtete wieder, daß sie bei zunehmendem Vertrauen ihn fragen möchte,

ob er noch Künstler wäre. Aber nach Allem, nur darnach erkundigte sie sich nicht, das that ihm wohl und that wieder weh. Da trat hinter sie die Mutter Felicitas und stieß sie an, um ohne Zweifel zu hören, wer der Jüngling wäre und was er wollte. Es war schon Abend und bald schloß sich das Fenster und ein dunkler Vorhang fiel nieder. Die Nacht neigte sich vor seinen Blicken herab, ehe sie am Himmel aufzog. Er zog aus dem Busen das Taschentuch, das theure Tuch, hervor und verbarg sein Auge. Durch diesen Vorhang konnte er die Geliebte sehen, aber nicht, wie sie ihm jetzt erschienen war, sondern zürnend, denn immer, wenn er nicht malte, tönte ihm das Wort dräuend ins Ohr: „Ihr habt nichts zu hoffen, wenn Ihr Künstler seid.“ Es wurde Nacht, aber Riccio blieb und wachte, damit sie nicht von der Wuth der Ruhestörer gekränkt würde. In der Nähe befand sich vor einem Eingang eine Bank unter einem Vorbau. Hier setzte er

sich, immer emporblickend, denn er wollte nicht die Stunde versäumen, wenn der Vorhang wieder aufgezogen würde. Wie sehnte er sich nach dem Morgengruß! Das leichte Breterdach bot ihm vor dem Regen, der mit ungestümer Gewalt in Strömen niederschoß, keinen Schutz dar, aber er blieb; was die Fackel der Empörung verlöschen, konnte nicht die Flamme seines Herzens dämpfen. Der Regen verrauschte und der Tag erwachte. Von Stunde zu Stunde harrte er auf den glücklichen Augenblick. Nichts regte sich. Da vernahm er eine weibliche Stimme und erkannte sogleich Frau Virginia Peruzzi, die mit dem kleinen Simon sich seinem Versteck näherte. Das Gespräch, das sie mit ihm führte, betraf die nächtliche Unruhe, und sie suchte, so gut sie es vermochte, auf die Fragen: „Was wollen sie denn? Wozu machten sie den Lärm? Wie wird es den bösen Menschen bekommen?" der Fassungskraft des Knaben gemäß zu antworten. Der Aufruhr

war, wie Riccio hörte, gestillt und unterdrückt und Pacchiarotto mit seinen Helfershelfern ins Gefängniß gebracht. Wie gern hätte er sie noch länger bewacht und beschützt. Sein Unmuth verkehrte sich in die unglücklichste Stimmung, als er sah, daß Frau Virginia an die Thüre der Geliebten klopfte. Vor Ärger klopfte sein Herz mit. Das Haus wurde ihr geöffnet. „Jetzt habe ich nichts zu hoffen," rief er, „da Frau Felicitas eine Freundin an Virginia hat. Welche Schilderung wird sie, wenn man sie nach mir fragt, von dem Jüngling machen, der das Vertrauen eines Salust Peruzzi mit Undank belohnte, der das solide Glück, das ihm als Arzt blühte, von sich wies, um der leichtfertigen Kunst sich wieder in die Arme zu werfen. Müßte ihm nicht, wenn er es redlich meinte, das Liebste das Höchste sein, einer Lydia zu gefallen?" Nicht bei dem nächtlichen Frost, jetzt erst schauerte er zusammen. Gebeugter als die, die ihre weitaussehenden Hoff-

nungen in enge Kerkermauern gebannt sahen, schlich er langsam hinweg.

Für keinen Künstler zeigte sich jetzt eine allgemeinere Theilnahme als für Pacchiarotto. Seine Werke, von denen man sich sonst mit Geringschätzung oder Unwillen abgewandt, wurden nun gesucht. Die Persönlichkeit ihres Erfinders, die ihnen sonst nicht zur Empfehlung gereichte, gab ihnen nun besondern Werth. Der florentinisch französische Kunstkrämer della Palla, der von einer Bilderjagd in Volterra, Pisa und Lucca nicht ohne Beute nach Siena zurückgekehrt war, unterließ nicht, sich an die Gattin des gefangenen Künstlers zu wenden. Abschlägig von den Neun beschieden, die keinen Zweck mehr hatten, ihm zur Erreichung seiner Wünsche die Hände zu bieten, gelang es ihm auch hier nicht. Nicht allein Pacchiarotto's Freunde, auch die seine Feinde gewesen, wetteiferten jetzt der verlassenen Familie Wohlthaten zu erzeigen, sodaß keine Nothwendigkeit zur

Veräußerung von Bildern und Zeichnungen zwang. Keinen hielt die Furcht, sich bei den Neun zu verdächtigen, von Verwendungen ab für die Gefangenen, für den Stifter der Unruhen. Die Stimme des Mitleids ließ sich überall in Bitten und Klagen vernehmen. Aber der Senat war für sie taub. Kein Besuch eines Freundes, kein Brief eines Angehörigen konnte Trost und Beruhigung den Unglücklichen bringen. Die unerbittliche Strenge rüstete sich zu einem entscheidenden Schritte. Alle bebten vor dem Kommenden. Aber Pacchiarotto verzagte nicht.

Er und Crispino wurden in ein besonderes Gemach geführt. Der Weg führte durch einen langen Gang Verbrechern aller Art vorbei. Dumpfe Kellerluft, erstickender Pestgestank drang aus den düstern, unreinlichen Klausen hervor. Hier verrieth sich die Reue in geistlichen Gesängen, dort brach die Verzweiflung in Flüche aus, hier rasselte die Wildheit an centnerschwe-

ren Ketten, dort heulte der Ungehorsame unter grausamen Geißelhieben. Mörder und Räuber, in ekelhafte Lumpen gehüllt, mit welken Gesichtern und struppigen Haaren traten neugierig an die Gitter und verzogen, sonst sichtbar gegen alles Gefühl abgestumpft, ihre Mienen zum satanischen Lachen, da die neuen Anzöglinge vorbeigetrieben wurden. Crispino, seine Kraft war auf einmal gebrochen, konnte sich kaum auf den Füßen erhalten, und nur durch die Stöße der Nachfolgenden wurde er weiter geschoben. Sein Kopf hing tief auf seine Brust, aber wie er auch seine Augen verdeckte, er sah mehr, als er zu ertragen im Stande war. Bei jedem Schritte schauderte er vor der furchtbaren Genossenschaft. Pacchiarotto dagegen blieb unveränderlich derselbe. Wie Brüder grüßte er die Märtyrer der Freiheit und ging dem Schließer nach, als wenn er mit ihm sich Wohnungen für die Tyrannen aussuchte. Zwei hohe Treppen waren erstiegen und eine kleine Zelle nahm

die beiden Rädelsführer auf. Der Schließer, der bei Verlust des Amtes kein Wort sprechen durfte, schlug gewaltsam die Thüre zu, schob einen starken Riegel vor und drehte den Schlüssel dreimal im Schlosse um. Dies Getöse weckte den von Schweiß triefenden Crispino aus dem schlafähnlichen Zustande. Er athmete wieder auf, da er sich getrennt sah von der entmenschten Horde. Er schleppte sich ans Fenster. An den unzerbrechlichen Eisenstangen sich haltend, schaute er herab auf die Straße und es schwindelte ihm. Er schwieg oder seufzte. Der Länge nach streckte er sich auf den Boden hin und kratzte mit den Nägeln den Schmuz aus den Fugen des Ziegelbodens hervor. Pacchiarotto, der ihm sein zaghaftes Wesen als Unwürdigkeit, Feigheit und Ehrlosigkeit vorhielt, untersuchte ein anderes Fenster. Ein großer Mauerbogen, allein durch ein Gitter verschlossen, erhellte einen großen, tieferliegenden Raum, aus dem bekannte Stimmen vordrangen. Die

unten aus der Mauer vorragenden Feldsteine machten das Hinanklettern leicht. Mit einem Schwung war Pacchiarotto im Fensterbogen, und die Füße durch das Gitter steckend, gewann er in der Ecke einen sichern Sitz. Nur nach und nach konnte sein Auge die Gestalten in der dunkeln Tiefe erkennen. Es waren die andern Freiheitsmänner, die, wie in einen Abgrund gerathen, Köpfe und Hände aus dem Höllenpfuhle nach ihm ausstreckten. Dem, was der im Staub sich windende Crispino dachte, gaben sie das unverhohlene Wort. Ihr Trotz war hin und sie bejammerten Frau und Kinder, die sie leichtsinnig dem Elend preisgegeben hatten. Wehe und abermals Wehe riefen sie über die aus, die sie verlockt und verleitet hatten. „Ha! könnten wir hinauf," schrien sie, „du wahnsinniger Alter, du solltest es mit denen zu thun haben, die du, toller Hund, durch deine Bissigkeit zur Wuth reiztest. Wir möchten dir Piasel die Haare ausraufen, der durch

eitle Bilder ehrliche Leute um ihr Glück täuschte. Wo ist denn der dicke Lederschlauch? Ist er noch toll und voll? Wir wollten umsonst seine Gerber sein, wenn es auch mit Recht heißt: wer Pech angreift, besudelt sich." Eine Weile ließ Pacchiarotto sie so forttoben, dann hub er zu sprechen an mit einem Feuer, einer Überredungskraft, als wenn er zum Volksredner geboren wäre, und wirklich besänftigte er die verzweifelt zornigen Gemüther. Keine Zeit, so ließ er sich vernehmen, würde es verleugnen, daß ihr Streben rühmlich, ihr Ziel erhaben gewesen wäre. Ihr Muth würde für und für zu neuen Anstrengungen begeistern, bis diese endlich ein glücklicher Erfolg krönte. Wenn sie litten, so litten sie zum Besten ihrer Kinder, denn nie würde die Obrigkeit es mehr wagen, sie unterdrücken zu wollen. Alle Sienesen wären aber bereits Sklaven, wenn sie nicht als Männer von Ehre aufgetreten. Keinem, Keinem, so vermaß er sich hoch und theuer, würde

ein Haar gekrümmt werden, wenn er sich den Muth erhielte. Nur der müßte, und mit Recht, verderben, der sich der Feigheit hingäbe. „Mag die h. Katharina," so schloß er die Rede, „das Dunkel eurer Seele zerstreuen und der Kerker wird sich euch erleuchten. Für sie thaten wir Alles und sie wird uns retten und belohnen. Was gilt eure Schuld gegen die meinige, und wahrlich, ich beschwöre es, nichts habe ich zu fürchten. Ich lache, wenn mich schon des Henkers Hand erfaßte, denn mich schützt die h. Katharina, und wenn ich schon im Grabe läge, sie weckt mich auf und entführt mich lebend dahin, wo Sienas Grimm mir nicht mehr schadet." Crispino raffte sich, da er beschämt den Redner hörte, vom Boden auf. Er rieb sein bleiches Gesicht roth und, alle körperliche und geistige Kraft zusammennehmend, machte er es dem Andern nach und ließ sich am Gitter sehen. Um die Furcht nicht wieder aufkommen zu lassen, sangen sie Lieder,

verzehrten mit Lust die ihnen zugereichte schlechte Kost und brüteten nicht mehr über das Künftige nach. Da flog ein Stein in das kleine Gemach und Glasscherben sprühten umher. Pacchiarotto, der sogleich nach der Mahlzeit wieder seinen hohen Standpunkt eingenommen hatte, blieb unbeweglich. Crispino hob den Stein auf und band einen Brief von ihm los. Er war von des Notars Bugiardini Hand. Er las den Brief und zitternd sank er auf die Knie, er las und richtete die thränenlosen Augen mit Entsetzen empor, er las und prüfte mit beiden Händen die Festigkeit des Bandes. Mit kochender Brust, wie wir oft verängstigt im Traum nach Hülfe rufen (diesmal war es kein Traum), schrie er mit gebrochener Stimme laut auf: „Pacchiarotto! Lest den Brief!" Allein der blieb ruhig sitzen und schlenkerte mit den Beinen, indem er, die Stirne an das Eisengitter gedrückt, von den Großthaten der Sienesen in früher und später Zeit erzählte. „Be-

kommt Ihr," wandte er sich dann an Crispino, „wieder den Weinkrampf, Gevatter? Was lest Ihr die dummen Briefe und laßt Euch wie ein Weib erweichen. Es ist schon dunkel, wer wird sich ohne Noth die Augen verderben. Habt die h. Katharina im Herzen, so habt Ihr für nichts mehr darin Platz, und Ihr seid froh." „Lest, lest," wiederholte jener und suchte vergeblich aufzustehen. Pacchiarotto hörte nicht auf, von Sienas Ruhm und Adel zu sprechen, dessen unerschütterliche Stütze die Freiheitsliebe sei, und war vergnügt darüber, daß er sich so gut auf das Unterhalten verstehe, denn der größte Theil der Zuhörer dehnte sich auf dem harten Boden im sanften Schlaf. Er wachte mit den letzten und konnte kein Ende finden, wenn er der glorreichen Vorzeit Lobsprüche ertheilte. Crispino schlief nicht. Er hörte nicht auf den Rath, sich auf das Strohlager zu verfügen. Es war schon Nacht. Er betete kniend, den Kopf auf die gefalteten Hände bis zur

Erde gebeugt. Lange verharrte er so, dann stand er auf. Stockfinster war es und er tappte im engen Raum mit aufgehobenen Armen umher. „Was sucht Ihr?" fragte Pacchiarotto von seinem erhabenen Sitz. Er antwortete nicht. Immer näher tretend, kletterte er mit rüstiger Kraft zu dem offenen Fensterbogen. Lange arbeitete er an den Gitterstangen. „Haltet Euch fest," ermahnte ihn der neben Sitzende, „schlagt Ihr hinunter, so brecht Ihr das Genick." In dem Augenblick schien etwas zu fallen, tiefe Odemzüge, immer schwächer, waren zu vernehmen und dann wurde Alles still. Pacchiaretto war besorgt, doch fürchtete er seine Stellung zu verändern und tastete, so weit er konnte, mit der Hand umher. Er stieß auf die Schulter des schlafenden Freundes und war beruhigt. Auch bei ihm behauptete die Natur ihr langverweigertes Recht. Er legte den Arm auf eine Querstange und gewann für das müde Haupt einen Ruhepunkt. Von unten ertönte

ein Schreien des Entsetzens. „Crispino, Crispino!" ward gerufen. Plötzlich aus dem Schlaf aufgeschreckt, wäre Pacchiarotto bald rücklings hinabgestürzt. Es war Morgendämmerung. Er blickte sich nach seinem Leidensgefährten um und sah diesen, sein Gesicht war scheuslich entstellt, von dem Gitter herabhangen. Der Arme hatte sich aufgeknüpft. Pacchiarotto, der ein eisiges Grauen nicht bergen konnte, sprang herab und griff nach dem Brief. Bugiardini hatte hier folgende Worte geschrieben: „Rettet euch! Für euch Beide wird schon der Galgen errichtet. Rettet euch, wenn ihr könnt, in dieser Nacht, denn sonst — — —" Der Lesende verlor nicht seine Fassung, doch sann er vergeblich auf Rath. Da Hinrichtungen vor Tagesanbruch bewirkt zu werden pflegten, so glaubte er noch eine Nacht vor sich zu haben. Aber sie durchbrach kein Rettungsstrahl. Mit banger Geisterfurcht erfüllte der Anblick des Todten, dies schauerliche Memento mori, die Gefangenen unten. Es

entstand ein wildes Toben und Stoßen, wie rasend ward an die Thüre gestürmt, bis der Schließer erschien, um Ruhe wiederherzustellen. Man zeigte nach oben und bat und beschwor ihn, die fürchterliche Leiche fortzuschaffen. Dieser versprach es.

Baccio war der Erste, der außerhalb der Mauern des Gefängnisses von Crispino's Selbstmord Kunde erhielt. In fürchterlicher Erregung, in tödtlicher Angst wandelte er, sobald es düster wurde, um sie herum. Zu dem Fenster mit den zerschlagenen Fensterscheiben kehrte er oft zurück. Mehrmals versuchte er es, einen Knäuel mit starken Schnüren, worin Feilen verborgen waren, hineinzuschleudern. Es mislang ihm, und als er es wieder wagte, ward er von der Wache verscheucht, die Verdacht schöpfend, die verfängliche Stelle nicht mehr verließ. Baccio ging, da er das Ereigniß vernommen, spornstreichs zu Crispino's Wohnung und, begleitet von der Frau und der

Tochter des Verstorbenen, welche Hände ringend die Straßen mit dem Schrei der Verzweiflung erfüllten, von hier zu Herkules Spannocchi. Man wollte sie in der Morgenfrühe nicht einlassen, um so weniger, als die Neun jetzt unaufhörlich von den Angehörigen der Aufrührer mit Bitten bestürmt wurden. Baccio aber auf die Gunst vertrauend, in der er bei dem edeln Herrn stand, drang mit den Trauernden ins Vorgemach. Der Weheruf foderte Mitleid und Barmherzigkeit. Herkules Spannocchi erschien. Die Weiber fielen ihm zu Füßen und badeten sie mit Thränen und flehten laut, dem Unglücklichen ein christliches Begräbniß zu gewähren. Er bedeutete sie, daß keinem Selbstmörder ein solches zukomme, daß sie sich in ihrer Trauer aber bezähmen möchten, da Crispino keinesfalls dem Strange entgangen wäre. Einen Schein des Trostes und der Beruhigung weckte er in ihrem schwimmenden Auge durch das Versprechen, daß die Leiche nicht, wie sie fürchteten,

dem anatomischen Messer überliefert, sondern begraben werden sollte. Baccio erwirkte sich die schriftliche Erlaubniß, in das Gefängniß eingehen und den armen Crispino selbst in den Sarg legen zu können. Der Antheil, den der sonst ihnen fernstehende Baccio an ihrem Leidensschicksal nahm, rührte die Frauen zum innigsten Dankgefühl.

Als Baccio eben die Gefängnißthüre erreichte, sah er, wie sechs Männer der Todesbrüderschaft einen ungebeizten Sarg die Treppe hinauftrugen. Mit dem Einlaßzettel in der Hand konnte er ihnen folgen. Vergeblich bemühte er sich, an der Größe, an der Haltung unter den Trägern von gespenstischem Ansehen einen Bekannten zu ermitteln, denn nach der Landessitte in weiße Mäntel gehüllt, hatten sie sich eine spitze weiße Mütze über das Gesicht gezogen, aus der nur die Augen durch zwei schmale Öffnungen vorschimmerten. Die Leute sprachen unter sich und äußerten ihr Befrem-

den über ein Anmuthen des Schließers, da sie nur den Sarg zu tragen hätten und nichts mehr. Sie warteten vor der Thüre des Kerkergemachs, und da dieses aufgethan war, setzten sie in ihm den Sarg nieder. Baccio ging mit. Pacchiarotto stürzte auf ihn wie seinen Erretter zu, doch jener stieß ihn mit dem Worte von sich: „Geht, Volksaufwiegler!" Er ging langsam zurück und fragte kalt: „Wann werde ich hingerichtet?" und dieser erwiderte ebenso: „Morgen früh." „So ist noch Zeit —" drückte die gelassene Miene des Gefangenen aus, der sich still auf das Strohlager legte. „Da hängt er, da nehmt ihn!" sagte indeß der Schließer zu den vermummten Männern. Diese aber erklärten, daß sie den Aufgeknüpften nicht abschneiden würden, denn das sei das Geschäft des Henkers. Man möge sie hereinrufen, wenn die Leiche im Sarge läge. Mit dieser Äußerung gingen sie hinaus. Da auch der Schließer sich nicht mit dem unehrlichen Handwerk

befassen wollte, so war es ihm erwünscht, daß sich Baccio dazu aus Liebe zu dem Todten erbot. Dieser kletterte zum Gitterfenster hinauf. Aber als wenn liebende Vorsicht ihm höchste Behutsamkeit zur Pflicht machte, beeilte er sich nicht, die Schlinge, die tief in den fetten Hals eingeschnitten war, zu lösen. Ein Lärm bei den Gefangenen unten war dem Schließer, der Menschen zu Tode martern, aber sie nicht todt sehen konnte, Vorwand, sich gleichfalls zu entfernen. Er schloß die Thüre zu mit dem Bescheide, bald wiederzukommen. Jetzt verlor Baccio keine Zeit, er zerschnitt das Band, ließ den Leichnam nieder und schleppte ihn zu dem Strohlager. „Hier müßt Ihr, Pacchiarotto," flüsterte er ihm zu, „diesem Platz machen, dafür aber seinen Platz im Sarge einnehmen. Besinnt Euch nicht, wenn Ihr noch Eurer Kraft und meiner Freundschaft vertraut." Wie ein Blitz fuhr der Schläfer vom Boden auf, mit verklärtem Blick sah er ihm ins Auge und

drückte herzig die Retterhand. Ebenso schnell als künstlich wurde der Dicke in Stroh eingewickelt und mit Pacchiarotto's Rock überdeckt, sodaß jeder Arglose leicht getäuscht werden konnte. Mit der freudigen Hast, mit der wir am heißen Tage in die Badewanne steigen, stieg Pacchiarotto in den Sarg. Kaum lag der Deckel darauf, so ward die Thüre aufgemacht. Durch einen Spalt fiel ein grelles Licht auf das Gesicht des Eingesargten. Er blinzte mit den Augen, als wenn er den Sonnenstrahl als einen Verräther fürchtete. Er hielt den Odem an, aber seinem Herzen konnte er nicht Ruhe gebieten, dessen Schläge gleich denen der Todtenglocke in den engen Wänden widerhallten. Der Schließer rief die Leichenträger. Diese faßten an die Bahre und hoben sie auf die Schultern. Pacchiarotto hörte die Thüre verschließen und Freiheit wehte ihn an. Jetzt ging es die Treppe hinab. Umsonst war es, daß er mit den Ellbogen sich seitwärts anstemmte, nach den Stö-

ßen konnte er die Stufen zählen. Bei jedem Ruck klappte der Deckel, den er zu halten sich anstrengte. Vor Furcht, ihn niederfallen zu sehen, fühlte er nicht Druck, nicht Schmerz. Jetzt erkannte er am Kettenrasseln, daß es über den Flurgang ging. Jetzt schloß sich hinter ihm das doppelte Gefängnißthor, hinter sich wußte er die Stätte des Zwanges und im engen Kasten athmete er frei im Freien. Ein Schwarm von Neugierigen drängte sich umher. An der einen Seite erhoben Frauen ein heftiges Jammergeschrei. „Möchte die Erde ihm leicht sein!" wiederholten sie oft, und er lachte innerlich. Erst als er Baccio's Stimme hörte, wurde er nachdenklich. Leise sprach dieser bald hier, bald dort. Nun erst dachte er nach, was der Freund mit ihm vorhabe. Wie war seine Rettung vor so viel Augen möglich. Er wird mich doch nicht lebendig begraben lassen. Der Weg dehnte sich ins Unendliche fort. Immer beklommener wurde es in dem schmalen Behältniß, dessen

Breter die brennende Sonnenhitze einsogen. Sein Schweiß troff wie Öl in die Glut. Dem Verschmachten nahe, wollte er mit der Zunge die Lippen netzen, aber es war, als wenn er sie mit einem Kohlenbrand bestriche, er öffnete den Mund, um frische Luft einzuziehen, aber es war, als wenn glühendes Blei ihm in die Kehle flösse.

Baccio ging neben dem Zuge. Durch freundlichen Zuspruch oder durch Versprechungen gewann er die Leichenträger und die Hellebardierer, und bestimmte sie, auf dem Kirchhof den Sarg in der Rochuskapelle niederzusetzen, damit die Frau und die Tochter des Verstorbenen vor der Bestattung ihn sehen und von ihm Abschied nehmen könnten. Das Kirchhofthor war offen und offen war auch hart am Zaune das Thor, das sonst dem müden Dulder eine sichere Freistatt bietet, das sonst aller Furcht und aller Hoffnung durch das Siegel der Verschwiegenheit wehrt. Die verkappten weißen Männer

wandten sich nach der Verabredung gegen die Rochuskapelle, allein ein Rathsdiener mit vielen Hellebardierern, die den Sarg am Grabe erwarteten, winkte ihnen umzukehren. Baccio tritt eiligst hinzu, und bald verbindlich freundlich, bald eindringend ernst spricht er dem Rathsdiener zu, der kopfschüttelnd auf dem Nein beharrt. Abwechselnd im flehenden Tone beschwört er ihn, als Mensch und Christ barmherzig zu sein, und wieder mit herrischem Wesen beruft er sich auf das Blatt, von einem Senator ihm verliehen, als wenn ihm dieses die Befugniß gäbe, auf seinem Verlangen zu bestehen. Er läßt sich nicht abweisen. Er vergaß, daß nach den aufrührerischen Auftritten jetzt jeder Widerspruch als Verbrechen angesehen und bestraft wurde. Die Hellebardierer dringen von allen Seiten zu und einer von diesen faßt ihn von hinten her an die Schulter mit den Worten: „Jetzt lauft Ihr mir nicht mehr davon, wie in der Nacht. Was war es, was

Ihr den Gefangenen ins Fenster werfen wolltet?" Baccio kehrte sich um, um den Unbescheidenen trotzig anzufahren, aber zum Unglück fiel ihm bei der heftigen Wendung das Knäuel aus der Brusttasche, und eine Feile glitt hervor. Alles Leugnen und Widerstreiten war vergeblich und Baccio ward in die Bürgerstube abgeführt. Wenn er als Pacchiarotto's Freund schon vordem Verdacht erregt hatte, so steigerte sich dieser durch den Versuch, den Gefangenwärter zu bestechen und zu entrinnen, durch die schmerzvolle Dringlichkeit, die sichtbare Seelenangst, mit der er nach diesem oder jenem Freunde verlangte. Kein Besuch wurde gestattet, eine Härte, die man sonst bei Verhafteten der Art nie anwandte. Ein Brief an seinen Gönner, Herkules Spannocchi, gerichtet, kam demselben zugleich mit einem Bericht über den Vorgang auf dem Kirchhof zu Händen und konnte keine andere Begünstigung erzielen, als daß dem Schreiber augenblickliche

Freiheit nach Pacchiarotto's Hinrichtung verheißen wurde.

Pacchiarotto's Sarg ward in die Grube niedergelassen und von einem kalten Schauer wurde erregt, was noch von Leben in ihm war. Der Sarg schwankte und der Deckel hob sich etwas von einer Seite ab. Mit zitternder Begierde neigte der Unglückliche den Mund dahin und schlürfte die letzte Luft ein. Jetzt hatte er den tiefen, tiefen Grund erreicht. Als wenn das Grab über ihn zusammenkrachte, rollten die Schollen im tosenden Niedersturz auf den Deckel hin. Eine Masse von Erde drängte sich durch die Öffnung in den Sarg. Kühl und feucht, nahm er sie gern auf, bis sie es auf eine völlige Beerdigung abgesehen zu haben schien. Mit dem Arm verstopfte er den Zugang. Der Spaten des Todtengräbers schickte mit Donnerschlägen ein neues Ungewitter herab. Der letzte Lichtschein erlosch, und sich vergessend, rief der Begrabene um Hülfe und Rettung.

Das Gepolter übertäubte seine Stimme. Es war ihm, als wenn Berge auf ihm lasteten, die ihn erdrücken müßten, sobald er nicht die Hände über sich hielt. Allein wieder Meister seiner Furcht, scharrte er die lose Erde unter seinen Kopf. Wie lange ist es bis zur Nacht, wie unendlich lange! Erst in der Nacht meinte er auf Baccio's rettenden Arm rechnen zu können. Wohl ihm, daß die Kunde von der Verhaftung nicht sein Leichenbett erreichte. Auch die h. Katharina lebte so in der Dunkelheit einer Höhle und sie entbehrte standhaft der irdischen Kost. In diesem Gedanken allein fühlte er Muth, dem Tode Stand zu halten. Er zählte, um die Stunden zu beschleunigen, die das Grabesdunkel auch über seinen Hügel heraufführen sollten. In dem furchtbaren Schweigen war außer ihm noch Leben, das aber seine Ruhe nur widerwärtig störte. Deutlich nahm er wahr, wie allerlei Thiere von der offenen Seite her in den Sarg strömten zu der Mahl-

zeit, auf die sie gewiesen waren. Hier ringelten sich weiche Würmer, dort krochen ekelhafte Käfer. Er griff um sich her und bekriegte sie mit Händen und Füßen, aber ihre Schar wuchs, je mehr er zerdrückte. Durch die unbequeme Lage, die schmerzhaften Stöße schienen seine Glieder halb gelähmt, aber jetzt erprobten sie sich in reger Spannkraft im Kampf mit den zudringlichen Gästen. Endlich gab er es auf, sich gegen sie zu wehren, auf seine Brust drückte es schwer, sein röchelnder Athemzug stockte und seine Gedanken schwanden hin in tödtlicher Erschöpfung. Es war ein erquickungsloser Schlummer. Plötzlich fühlte er sich von Neuem erregt, ein warmer Strom, als Blut verrieth er sich, ergoß sich aus seinem Munde und es wurde ihm leichter. Er horchte. Sein Herz schlug, aber noch ein anderes dumpfes Geräusch spannte seine Aufmerksamkeit. Deutlich hörte er graben. Zwei Spaten wetteiferten mit einander in der Schnelligkeit. „Baccio," rief der Wie-

dererwachte, „Baccio, noch lebe ich. Aber geschwind!" Glück auf, ein kraftvoller Spatenstoß drang bis zum Sarg. Die letzte Kraft der mattgelegenen Glieder bot er auf, und mit riesenmäßiger Wucht hob er den Deckel. Er stand im Grabe und sah über sich den gestirnten Himmel. „Baccio!" rief er. Aber nicht er war sein Befreier, sondern der Todtengräber Andres und dessen Ehehälfte. „Jesus Maria!" kreischte sie, da sie die Todten auferstehen sah, und lief wie im Veitstanze von dannen. Andres zitterte, als vor ihm das gespenstische Wesen mit dem blutigen Busen stand. Er war todt und der Todte lebendig, den er für den anatomischen Keller ausersehen. Er wollte seinem Weibe nach, allein Pacchiarotto hatte ihn fest gepackt, und nicht eher ließ er ihn los, bis er mit einem verzweifelten Sprung dem Grabe entronnen war. Pacchiarotto besann sich nicht. In beflügeltem Lauf eilte er zu der Katharinenkapelle und erschöpft

sank er auf die Stufen hin. Die Zuversicht zu der Heiligen hatte ihn nicht getäuscht.

---

Neben der Denksäule, wo einst Pius II. noch als Bischof dem Kaiser Friedrich die königliche Braut zuführte, sollte jetzt ein anderes Fest gefeiert werden. Das Hochgericht erwartete sein Opfer. Durch ein Beispiel ernster Strenge wollte man das übermüthige Volk in die Schranken des Gehorsams weisen. Wenn das rechte Haupt gefallen wäre, so fürchtete man das vielköpfige Ungeheuer nicht mehr. Der Morgen selbst schien die Blutfahne am Himmel aufzustecken, als zwei Nachrichten in wunderbarstem Widerspruch sich durchkreuzten. Hier erzählten sie, daß mit unerhörter Dreistigkeit aus dem Grabe Crispino's Leichnam entwandt, und dort, daß Crispino's Leichnam närrischer Weise im Kerker wieder gefunden sei. Der Beerdigte war wirklich, wo man ihn am

wenigsten gesucht hätte, wieder zu sehen, dafür aber Pacchiarotto spurlos verschwunden. Die Neun schäumten vor Wuth. Aus allen Thoren wurden Verfolger dem Flüchtlinge nachgeschickt, obgleich die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß er in der Stadt versteckt gehalten werde. Mit kränkender Rücksichtslosigkeit wurde gegen Alle verfahren, die in irgend einer Art mit ihm in Verbindung gestanden hatten. Den heiligsten Versicherungen wurde von Seiten der Obrigkeit der Glaube versagt. Nicht undeutlich äußerte man gegen die Ehrenhaftigkeit der Bürger Zweifel, wenn diese nicht den Verräther mit aufsuchten und dem Gesetz übergäben. Wiederholt wurden Haussuchungen vorgenommen, oft in der Nacht die Ruhe der müden Handwerksleute gestört und jede Schlafkammer, jedes Ehebett durchforscht. Die Misstimmung erreichte den höchsten Grad.

Das bedrückte Leben war Allen unheimlich, nur dem französirten della Palla nicht,

der, ein geschmeidiger Hofmann, sich leicht in jede Form zu finden wußte. Schon war er entschlossen gewesen, plötzlich aufzubrechen und die mühsam zusammengebrachten Kunstschätze im Stiche zu lassen. Die Neun, die weder die Feinde außerhalb, noch innerhalb der Mauern fürchteten, begegneten ihm nicht mehr gefällig wie vordem. Von den Bürgern, als ihre Vaterlandsehre im prasselnden Feuerwerk loderte, hatte er sogar Feindseligkeiten zu gewärtigen. Jetzt, nach ihrer schimpflichen Unterwerfung hielt er es für rathsam, seinen Aufenthalt auszudehnen. Mistrauen und Erbitterung, wenn auch scheu, gab sich überall zu erkennen. Wo die Freiheit und das Leben nicht gesichert erscheint, da schmilzt die Liebe am Eigenthum, an der Heimat zur Nichtachtung und Verachtung herab. Manche Werke, die so lange von den Besitzern mit scheeler Eifersucht festgehalten waren, ließen sich jetzt ihren Händen entwinden. Dazu kam noch, daß

della Palla in dem jungen Baukünstler Peloro einen brauchbaren Geschäftsgehülfen gewonnen hatte. Bei des Letztern wetterwendischer Sinnesart war es nicht zu verwundern, daß er, wie er früher ganz Römer, dann ganz Sieneſe geweſen, denn das kühne Aufſtreben des Volks, das entſchiedene Vortreten ihres Selbſtgefühls hatte für ihn eine begeiſternd hinreißende Kraft, ſo jetzt ganz Franzoſe war. Einem Papſt, der ſich nicht gegen weltliche Macht zu behaupten wußte, wollte er nicht dienen, von Siena wünſchte er ſich fern, wo die Freiheit in Todeskrämpfen verſchmachtete, und er ſehnte ſich allein, ſein Talent dem hochherzigen König Franz von Frankreich zu weihen. Della Palla ſchilderte ihm mit den lockendſten Farben den glänzenden Hofſtaat deſſelben, die Achtung, in der die Künſtler in Paris lebten. Peloro, um ſchon vorläufig ſich dem neuen Herrn zu empfehlen, unterſtützte überall in ſeinem Unternehmen den Gewitzigten. Wenn Peloro auch

Baukünstler war, so verstand er in der Malerei das Gute vom Mittelmäßigen zu unterscheiden und machte ihn auf manches wenig bemerkte Gemälde aufmerksam. Mit ihm wagte er Alles und selbst Kirchenraub, denn die Zuvorkommenheit der Kirchendiener machte die Erlangung von Nachschlüsseln nicht schwierig, und ihre treuherzige Nachlässigkeit mochte nicht den Bestand von früher mit dem von später vergleichen.

Balthasar Peruzzi und Rom konnten den Verlust eines gar zu leicht erregten und leicht umgewandten Künstlers verschmerzen, der seinen Abfall schon durch den Rock nach französischem Schnitt offen zu erkennen gab. Zwei andere Schüler nahmen jetzt des Meisters ganze Theilnahme in Anspruch, Riccio und Virgil, welcher letztere eigends zu ihm nach Siena kam, doch beide auf gar verschiedene Weise. Der Gedanke, bald mit Augustin Chigi, wie die Verabredung getroffen war, die, wenn auch

gebeugte, Königin der Städte wieder zu grüßen, erfüllte ihn mit ebenso viel Freude als Ungeduld. Riccio sollte ihm dahin folgen. Er weigerte sich. Aber jener meinte mehr seinem Gefühl als den Worten eines Thoren vertrauen zu müssen, der früh genug einsehen würde, was ihm zum Seelenheil gereiche. Wie della Palla Paris, so lobte er Rom, wenn auch einfacher und aufrichtiger, denn auf dessen prächtige Reden verstand er sich nicht. Nach seiner Angabe mußte Riccio demnach die Wandgemälde im Rathssaale zeichnen. Er entwickelte ihm die verborgenen Schönheiten in Beccafumi's Erfindungen, lieber aber noch erklärte er ihm ihren Inhalt. Die ewige Stadt, die Helden, die durch unbeugsame Kraft und unverletzliches Ehrgefühl ihre Größe gründeten, pries sein Mund, und hoch schlug sein Herz, als wollte es die Kette endlich sprengen, die ihn an die enge Wiege gefesselt hielt. Er be-

trachtete die Bilder und fühlte sich in Rom und frei. Mit väterlichem Entzücken umarmte er seinen lang vermißten Schüler, Virgil, denn er war ein Römer und kam aus Rom. Wie der Engel erschien er ihm, der Licht in Petrus Kerker verbreitete. Wohl kam er mit einer Sendung an ihn, aber lichtvoll war sie nicht. Virgil, der kaum in Siena angelangt, obwol angegriffen von der schnellen Reise, nicht nach Ruhe, sondern nur nach dem Meister verlangte, händigte ihm ein Schreiben ein, das er allein in seine eignen Hände übergeben durfte. Peruzzi las es und mit Ärger und Ingrimm faltete er die Stirne. Seine Heiligkeit, Clemens VII., befahl, mit Versicherung seiner Gunst, ihm als einem treuen Sohn der Kirche, sich an den päpstlichen Feldherrn Valori anzuschließen, um von den Festungswerken der rebellischen Stadt Florenz eine möglichst genaue Zeichnung zu liefern. „Riccio!" rief er, den Brief mit zitternder Hand zusammendrückend,

„Riccio, wir bleiben hier!" mit dem Ausdruck verzweiflungsvoller Entsagung. Über die plötzliche Sinnesänderung war Riccio erstaunt, Jedweder erstaunt, aber am meisten Augustin Chigi. Tausend Wege gab er an, um auf passende Weise sich dem Befehl zu entziehen und die gemeinschaftliche Reise nach Rom anzutreten, wo so viele Werke seine Geschicklichkeit erheischten. Aber Peruzzi blieb, um dem Papst zu schreiben, daß ihm die Freiheit der alten Stadt lieber sei als seine Gunst. Dem Schutz, den Sienas Gesetze seiner Person gewährten, vertrauend, schrieb er es wirklich und fühlte frei sein gebrochenes Herz. Augustin Chigi reiste allein. Franz und Virgil, Peruzzi's würdige Schüler, waren ihm treu, wie auch Beruf und Familienverhältnisse sie nach Rom zogen. Die Kapelle näherte sich immer rascher ihrer Vollendung, die am Katharinentage mit Festzügen und Gottesdienst, mit Spiel und Tanz feierlich eingeweiht werden sollte. Hatte

der Erbauer diesen Tag abgewartet, so hatte er keine Beschäftigung mehr.

Mit andern Empfindungen sah Riccio dem Feste entgegen. An dem Tage nämlich, wann in der Dominikanerkirche neben dem Silberbehältniß mit dem Schädel der Heiligen Blumenvasen prangten, wenn der denkwürdige Ring der Gemeine gezeigt ward, wurden als Erinnerung an die seltene Vermählung viele Verlobungsringe gewechselt. Solche Verbindungen galten für selten glücklich. Riccio hoffte und vergaß, daß er ein Künstler war, daß Lydia keinen Künstler liebte. Oft ging er ihrer Wohnung vorbei, blickte ein über das andere Mal zum Fenster in froher Erwartung, daß sie erscheinen und mit ihm sprechen möchte. Von Pacchiarotto wollte er ihr erzählen, wie derselbe kühn aller Gefahr entronnen und an seiner Klugheit der Zorn seiner Todfeinde zum Spott geworden sei. Aber Niemand zeigte sich. Gesenkten Hauptes (wie würde er es gehoben

haben, wenn das Fenster geklirrt hätte!) ging er von dannen. Nicht konnte er es wagen, mit dem weißen Tuche zu winken, nicht an die Thüre der Jungfrau zu klopfen, die wie im Kloster gehalten wurde. Frau Virginia, so mußte er fürchten, hatte ihm den Weg noch mehr verstellt. Auf ein Zusammentreffen an heiliger Stätte war nicht mehr zu rechnen. Wenn sie durch ihn verschüchtert, schon früher sich ihr zu nähern fürchtete, so mußte sie sich jetzt dem strengen Gebot der Mutter fügen, nicht in die Dominikanerkirche zu gehen, so lange Sodoma dort malte. Doch zog es den Jüngling oft dahin und zwar an den Ort, wo er sie zum ersten Mal knien und beten sah. Wer suchte nicht eine beglückende Erinnerung, selbst wenn sie schon in der Asche schlummerte, durch den eignen Lebenshauch zu beseelen, wer nicht der ersten Liebe Erwachen zurückzurufen, die ihn mit Kindesaugen und mit Kindeshänden herzte? Als Riccio eines Tages dem Altar

vorbeischritt, zur Seitenkapelle gewandt, da rauschte die Decke, hinter der Sodoma malte, sie wurde zurückgezogen und er stand wie angebannt. Mit überseligem Entzücken sah er das beinahe vollendete Wandgemälde, und er gestand sich, daß er nicht vergeblich gesucht habe.

Sodoma verweilte von dem ersten bis zum letzten Sonnenstrahle in der Kirche verborgen hinter den Vorhängen des Malergerüstes. Mit Kraft alle Anstrengung herausfodernd, löste er sein Wort, zwei der bestimmten Wandgemälde am Katharinentage zu enthüllen. Mit ernstliebender Seele schuf er das Werk und rechnete die Stunden zu den ersten frohen seines Lebens, er sollte sie auch zu seinen letzten zählen. Das einsame Schaffen war für ihn von wohlthuender Erhebung. Nicht mochte er, daß ein Freund durch Rath, ein Schüler durch Beihülfe ihm fördernd zur Seite stand, aus sich allein wollte er das Höchste seiner Erfindung entwickeln und ihre Blüte zur reichen Entfal-

tung bringen. Die Blüte stieg als Lilie empor, wie eine Lilie das Sinnbild der h. Katharina war. Nur mit seinen Gedanken beschäftigt, sah und hörte er nicht, wenn hier die Neugierde, dort die Ungeduld die Decke lüftete. Er hörte nur das Meßgebet, den frommen Gesang der Priester, das majestätische Wehen der Orgel, und sah, wie die innere Erleuchtung an Licht und Klarheit, wie die vor Müdigkeit sinkende Hand neue Rüstigkeit gewann.

Sodoma hatte die Decke weggezogen, um sein beinahe vollendetes Bild von Weitem zu betrachten. Da sah er vor sich in bescheidener Entfernung Riccio und Balthasar Peruzzi stehen. Herzlich bewillkommte er sie. Peruzzi war nicht mehr verzagt. Mit freudestrahlendem Blick war er gekommen, um dem Maler Grüße von Augustin Chigi zu bringen und zugleich sich zu verabschieden. Chigi hatte geschrieben. Kaum war dieser in Rom angekommen, so hatte er sich an die Cardinale Sal-

viati und Cesarini gewandt, die gerade damals einen viel vermögenden Einfluß auf den Papst äußerten. So viel er konnte, hatte er den übeln Eindruck, den die Erklärung des zum schneidenden Unmuth gereizten Künstlers hervorgebracht, zu verlöschen gesucht, und die genannten Cardinäle sagten ihm ihren Schutz zu, wenn er nach Rom käme, um sich mit Eifer dem Bau der Peterskirche zu unterziehen. „Da Ihr hier so fleißig arbeitet," hub Peruzzi an, „so finden wir uns wol bald in Rom zusammen." Ungläubig lächelte Sodoma, um den Schmerz des herbsten Zweifels zu verhehlen. Erst als er wieder ernst wurde, wurde er froh, als er seine Schöpfung den bewundernden Freunden zeigte. Auf dem Bilde, dem noch der unterste Theil fehlte, war die Heilige kniend dargestellt, wie sie von einem Engel mit der heiligen Hostie gespeist wird. Über ihr öffnet sich der Himmel und der Gottessohn und die Gottesmutter blicken gnadenvoll hernieder zur Gott-

geweihten. Peruzzi rühmte die künstlerische Einsicht, den ungetrübten Sinn für Formenschönheit, die heilige Reinheit des Gedankens, aber Riccio konnte in seligem Erstaunen nur die Betende sehen voll Kindesunschuld und natürlicher Anmuth, voll Heiligkeit und blühender Fülle. Auch die Blumen, wie er sie einst gestreut, vermißte er nicht neben der Knienden, denn die Lilie küßte den Saum ihres Kleides. Das andere Gemälde, das jetzt Sodoma aufdeckte, war nicht allein sein, sondern der Stolz Sienas, der Stolz der Kunst. Die h. Katharina, die bei inbrünstigem Gebet die Wundenmaale Christi empfangen, ruht in den Armen zweier Klosterschwestern. Der Rubin der Wunden strahlt heller als das Gold des Verlobungsringes und ihr Auge schließt sich dem ungewohnten Glanz. Die eine der Frauen beugt, hinter ihr stehend und sie unterstützend, sich über die Heilige hin, die andere hält, mit ihr kniend, sie leise zurück. Ihre liebend thätige

Theilnahme ist ungetrübt von Neid und Trauer. Der gemalte Pfeiler, an den sich die schöne Dulderin lehnt, ragt er nicht aus der Landschaft hervor wie der Kreuzesstamm, an dem Maria Magdalena kniete? Gleich der Quelle, die im Hintergrunde feiernd niederströmt, um ruhig dahingleitend des Äthers tiefblaue Farbe in sich aufzunehmen, so sinkt hier voll Beseligung Katharina in Ohnmacht. Nein — sie nicht, das Irdische sinkt in Ohnmacht. Sie selbst verklärt sich in gottbegeisterter Kraft. Der Himmel ist nun ihre Heimat und die Erde ist es nicht. Peruzzi rühmte in warmer Überzeugung, daß kein Maler den Ausdruck ohnmächtiger Personen — und wie viele haben sich an Vorwürfe der Art versucht! — besser und der Wahrheit getreuer dargestellt hätte. Riccio schwieg, von einer wunderbaren Ähnlichkeit betroffen. Das Bild redete zu laut zu ihm, als daß er mehr als hören und anbeten konnte. Als Sodoma dasselbe wieder verhüllte, da er-

neuerte sich ihm ganz der Schmerz jenes Abends, des glücklichsten in seinem Leben. Ach, der dunkle Vorhang fiel und sie war verschwunden vor seinen Blicken.

Aus der Dominikanerkirche begab sich Balthasar Peruzzi in die Wohnung des biedern Beccafumi. Dort erfüllte ihn Bewunderung, hier Staunen. Beccafumi modellirte einen wunderlieblichen Engel, dessen Erfindung den ersten Bildhauern nicht zur Schande gereichen würde. Um ihn standen vier andere Engel von Bronze. Er hatte sie selbst mit meisterhafter Sicherheit gegossen. Schöner als sie war derjenige, der den Reihen der geflügelten Gottesboten von jungfräulichem Ausdruck beschließen sollte. Bestimmt, an einen Pfeiler zunächst dem Hochaltar gestellt zu werden, winkte er anmuthig mit der Hand, als wenn er die Frommen einlüde an den Tisch des Herrn. Als der Baumeister sein Andenken seiner Freundschaft empfahl, so bemerkte Beccafumi, daß er

ihm bald nach Rom folgen würde, denn sobald die zerbrechliche Form des Modells zu Metall erstarkt wäre, hielte ihn nichts mehr in Siena zurück. Wie damals Sodoma, so lächelte jetzt Peruzzi, denn das Wesen des viel beschäftigten Meisters sich vergegenwärtigend, dachte er bei sich, daß er keine andere vor der letzten Reise antreten würde.

Peruzzi ahnte nicht, daß nicht einem allein, daß drei Künstlern das Ziel nahe gesteckt sei.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß wißbegierige Reisende mit einem für die Kunst empfänglichen Auge die Kirchhöfe besuchen, in die Gruftgewölbe hinabsteigen und die Särge beschauen. Nach Todtenbahren aber möchten sie nicht fragen. Die sienesischen Künstler statteten auch diese mit bewundernswerther Pracht aus. Wie nach dem Tode die Kunst einst ihren Namen, so sollte sie auch schon das vergängliche Theil ihrer Bekenner tragen. Als in

Siena ein großes Sterben war, ließ die Brüderschaft des Todes eine Bahre fertigen, die jedem Prachtsarg, wie viel Kosten auch auf ihn verwandt sein mochten, zur Zierde gereichen mußte. Sodoma hatte sie gemalt. In sinnbildlichen Gemälden hatte er hier die Pilgerschaft von der Wiege bis zum Grab geschildert mit dem tröstlichen Hinblick auf das Leben, das über die kurze Grabesnacht das ewige Morgenroth heraufführt. Die Leute, die bei der ewigen Wiederholung abgestumpft schienen gegen das schauerliche Glockengeläute, gegen die Feierlichkeit der Begräbnißzüge, fühlten sich wieder zur Theilnahme aufgeregt, als das Leichengeräth der Brüderschaft des Todes in neuer Gestalt sich zeigte. Man folgte ihm gern und fand in Erklärung der schön erfundenen Vorstellungen eine trostreiche Beschäftigung. Noch eine zweite Bahre mußte Sodoma malen, und auch Beccafumi erhielt die Bestellung, eine und dann noch eine andere

Bahre zu malen, weil auch sie seinen gelungensten Arbeiten beizuzählen waren. Die beiden Nachbarn wähnten nicht, daß der Wetteifer, mit dem sie dem Tode dienten, einst als bedeutungsvoll erscheinen würde. In Rom lernte man jetzt erst die mit reicher Kunst geschmückten Bahren kennen. Balthasar Peruzzi reiste dahin, begleitet von der Liebe seiner Kinder, von den Segenswünschen aller Mitbürger, und ihm folgten die Baukünstler Franz und Virgil und der Bildhauer Michelangelo. Seine Schüler Peloro und Riccio dagegen blieben zurück. Wenn er nach der Verbannung froh und frei die alten Kunstwerke Roms auch als die Seinigen begrüßte, mit denen er so viel sich zu besprechen hatte, so trieb ihn doch Dankbarkeit, neben den Arbeiten im St. Peter auch der Kirche, in der sich die Grabstätte der h. Katharina befindet, seine Geschicklichkeit zuzuwenden. Er fertigte für sie eine Bahre, die denen von Sodoma und Beccafumi gleichkam.

Seine Freunde tadelten ihn und meinten, es sei kein gutes Vorzeichen, mit einem solchen die Reihe seiner neuen Werke zu eröffnen, es sei dem Tode dadurch Vorschub gegeben. Diesmal wurde die abergläubische Scheu nicht beschämt. Die erste Leiche, die die Bahre trug, war die des Künstlers, die erste Nachricht, die Salust Peruzzi von Rom empfing, verkündigte ihm den Tod des besten Vaters.

Wie in spottendem Widerspruch mit der Trauer schlug der goldgekrönte Tag sein huldvolles Auge auf. Der hehr erleuchtete Chor der Domkirche hallte von den Gesängen der Priester. Herzzerschneidend fiel in sie ein die Stimme einer tief bekümmerten Familie. An den Stufen des Altars beteten Salust Peruzzi und Virginia einen Rosenkranz, und ihr thränenschweres Auge ruhte auf den beiden Knaben, als ihrem einzigen Trost, die, wie ausgelassen sonst, jetzt in Schmerz aufgelöst Jammerschrei ausstießen.

Da tönten die Todtenglocken, beide Thüren des Eingangs wurden geöffnet und ein Leichenzug bewegte sich langsam durch das Mittelschiff. In der großen Zahl der Leidtragenden (wahrlich nicht allein dem Namen nach) waren der Goldarbeiter Giuliano und der Maler Riccio, jener betrauerte seinen einzigen Freund und dieser zugleich den Hingang von zwei Lehrern. Auf Beccafumi's Bahre stand Beccafumi's Sarg. Hier, wo Gottes Preis, Dank der Kunst des Verewigten! selbst vom Boden widertönte, sollte sein Grabstein die Zierde bedeutungsvoll erhöhen. Lateinische Hymnen, Gedichte und Lobschriften in der Volkssprache tönten in die offene Gruft ihm nach. Hier hieß es mit Bezug auf sein letztes Werk: Wer mag zu sterben bangen, wenn der Todesengel ihm in so lieblicher Gestalt erscheint, der Engel winkte ihn ins ewige Leben hinüber, um ihm Kühlung mit der Palme zu fächeln. — Schmerzlos hatte der Meister das Dasein

geendet. In Folge einer Erhitzung bei dem Guß des Engels traf ihn der Schlag und er athmete nicht mehr. Er starb, wie er gewollt, in seinem Beruf.

Auch Balthasar Peruzzi, wenn des Irdischen noch die Seele achtet, sieht seinen letzten Wunsch erfüllt. Er ruht neben dem göttlichen Rafael. Er starb, wie Kundige behaupteten, an Gift, das, will man nur dem Gerücht vertrauen, ihm Künstlereiferſucht eingeflößt, und fand sein Grab im Pantheon. Die Inschrift lautet: „Dem Sienesen Balthasar Peruzzi, einem so ausgezeichneten Meister in der Malerei, in der Baukunst und in allen freien Künsten, daß, wenn er zu der Zeit der Alten gestorben wäre, ihn die unsrige glücklicher gewußt hätte.“ Er wurde von der Arbeit abgerufen in der Fülle ungekränkter Thätigkeit. Der uneigennützige Künstler darbte gern, wenn nur seine Kraft nicht darben durfte, er wollte nicht Schätze sammeln, wenn er nur

Schätze seines Geistes gewinnen konnte. Keinem bessern Erben konnte sein geistiger Nachlaß zufallen als seinem Schüler Sebastian Serlio. In würdiger Gestalt theilte er der Welt mit, was Balthasar Peruzzi über die Baukunst erforscht und geschrieben.

---

Die Neun beharrten in unbewegter Strenge bis zum Katharinentage. Seiner Feier öffnete sich das Gefängniß der Ruhestörer, die nach schmerzlicher Entbehrung sich den Ihrigen wiedergegeben sahen, die Männer den Frauen, die Väter den Kindern. Pacchiarotto lebte noch, er lebte in Siena und sah auch dem Feste mit hoffender Seele entgegen, wenn gleich das Todesurtheil nicht zurückgenommen war.

In einer hellgestirnten Nacht wagte es Peloro, seiner Verwegenheit hatte della Palla einen Freipaß erkauft, in die Sakristei der Sebastianskirche einzudringen. Ein Bild, das an

der Wand hing, vor dem aber seit langen Jahren ein großer Schrank stand, sollte entführt werden. Peloro hatte sich die Mühe weniger schwer gedacht. Ehe er den schweren Schrank wegschob, das Bild abnahm, das für die Ewigkeit an die Mauer befestigt schien, fing es zu dämmern an. Schon war er mit seinem Raub auf offener Straße, aber aus Furcht auf dem langen Wege von den Bürgern gesehen und angehalten zu werden, beschloß er, sich nach der Katharinenkapelle zu wenden und dort auf dem Bauplatz unter dem Gerüll und den Steinhaufen das Bild einstweilen zu verbergen. Da es geschehen, wollte er von hinnen, als ein Mann, der ausgestreckt auf den Stufen lag, seine Aufmerksamkeit reizte. Er näherte sich ihm, und da er das wild verworrene Haar, die Blutspuren auf der Brust sah, glaubte er, daß ein Ermordeter vor ihm liege. Menschenfreundlich neigte er sich zu ihm hin und entdeckte mit Freude, wie der Alte mit ge-

falteten Händen vernehmlich athmete. Es war Pacchiarotto, der während des Gebetes im Heiligthume eingeschlummert war. In überwallender Lebhaftigkeit klopfte ihm Peloro auf die Schulter und rief: „Pacchiarotto, großer Mann, Beschützer der Bürgerehre, Held der Freiheit, lebt Ihr wirklich? Folgt mir und neidet mir nicht den kleinen Ruhm, Euch vor der Wuth der Nachsteller zu schützen. Hier seid Ihr nicht sicher.“ Der Angeredete richtete sich auf, und mit großen Augen den Freund in der Noth anschauend, sagte er leise: „Wenn nicht die Nachsteller, so tödtet mich der Hunger.“ Glücklicher Weise pflegte sich Peloro auf seinen nächtlichen Raubzügen, um die Hunde still zu machen, stets mit Brot zu versehen. Er griff in die Tasche und reichte ihm eine Kost dar, die jener mit Begierde rasch verzehrte. „Jetzt folge ich Euch,“ rief Pacchiarotto und stand neu gekräftigt vom harten Steinsitz auf, „wohin Ihr wollt, wenn meine Kraft auch zu weiter Flucht

nicht ausreicht.“ Unterstützt von dem Arm des Jünglings, erreichte er bald ein schlechtes, abgelegenes Haus, auf dessen Bodenraum, dicht an dicht die Bilder standen, die in reicher Zahl aus Kirchen, Palästen und Bürgerhäusern hier durch della Palla's List und Thätigkeit zusammengebracht waren. Nur Peloro besaß außer ihm die Schlüssel zu den Thüren, die wie Grabespforten ihre Beute bewachten. Hier wies Peloro, der unaufgefodert das Versprechen strengster Verschwiegenheit gab, dem verfolgten Maler ein Asyl an. Nicht schwer wurde es ihm, bei dem Vertrauen, das della Palla in ihn und seine Kennerschaft setzte, diesen selbst von dem Bildermagazin fern zu halten. Peloro hatte genugsame Gelegenheit, den höfischen Mann als ein sonderbares Gemisch von frecher Dreistigkeit und weibischer Ängstlichkeit kennen zu lernen. „Wie ist es, Theuerster,“ fragte dieser am Morgen darauf in seiner verblümten Weise, „ist die Seele gerettet? Und wie mag

sie heißen?" Peloro mit bejahendem Kopfnicken nannte Pacchiacca oder sonst einen ähnlichen Namen. „Wenn Ihr mir einen Pacchiarotto gebracht hättet!" fuhr jener fort. Überrascht lächelte Peloro und meinte, daß unter den Meistern, die della Palla besäße, die gerettete Seele eine ausgezeichnete Stelle einnähme. Den Sienesen würde kein Unglimpf zugefügt, da sie sie verkannt und verachtet hätten. Was er gebracht, sei ein vergrabener Schatz gewesen, der in Frankreich erst die rechte Geltung finden würde. — Peloro sorgte, wie er nur konnte, für die Bequemlichkeit und Sicherheit des Gastes. Dieser befand sich wohl unter den Werken der Maler, wenn auch die versetzten Lukenfenster, die enge zusammengeschichteten Tafeln und Leinwandbilder, welche er mit Mühe von einander hob und lüftete, ihm nicht mehr als einen verstohlenen Blick gestatteten. In der Gesellschaft der alten Bekannten vergaß er es gern, daß er im fremden Hause leben mußte.

„Verliert nicht die Geduld," mahnte ihn Peloro, „und wollet nicht Euer Glück in der Flucht versuchen, denn überall lauern offen und geheim Euch Späher auf. Man weiß, daß ihnen ein Preis für Eure Entdeckung gesetzt ist und daß Eure Freunde noch immer über Euer Schicksal in Angst und Bangen schweben." „Bis zum Katharinentage harre ich hier aus," gab Pacchiarotto ihm zur Antwort. Unter den Bildern nämlich war eines, das ihn auf diesen Tag als den seiner Rettung tröstlich zu verweisen schien. Es enthielt, von der Hand eines alten Künstlers herrührend, ein Wunder der h. Katharina. Einem verstockten, zum Tode verurtheilten Missethäter, der am Grabesrande noch spottend die Segnungen der Kirche zu empfahen verweigerte, kniete die Heilige gegenüber. Sie betete und er ging in sich, sein Haupt fiel, aber die gerettete Seele stand vor Gott. Die fromme Darstellung rührte den Beschauer tief, und, wie er es andächtig be-

wunderte, drang ein Strahl der Hoffnung in sein Herz und alles Unmuths entschlug er sich und wartete gern. Wenn Peloro mitleidig fragte: „Die Dunkelheit flößt Euch wol Grauen ein?" so erwiderte er: „Dagegen bin ich abgehärtet," und wenn jener ihn wegen des Staubes beklagte, so tröstete dieser ihn damit, daß er schon mehr verschluckt habe. Er war gefaßt, und die Trauer, die ihn erfüllte, galt mehr der Vaterstadt als ihm selbst. Ruhig schlief er zwischen den engen Bilderwänden. Die Pflege, die sein Schutzgeist ihm angedeihen ließ, verlöschte das Andenken an die vielfachen Entbehrungen. Als aber am Abend das Fest der h. Katharina eingeläutet wurde, da konnte er die Nacht nicht schlafen, da mundete ihm nicht mehr die dargebotene Kost. Auf seinen dringenden Wunsch mußte Peloro den lange für ihn hart verfolgten Baccio aufsuchen und ihn in das Geheimniß einweihen.

Die Kapelle, die in vollendeter Pracht neben

dem Ruhm der Heiligen auch den des Erfinders und der Bauherren verkündigte, war reich mit Blumengewinden geschmückt. Auf dem mit schönen Decken behängten Hauptaltar stand das Crucifix, von dem einst die Strahlen zückten, die mit dem Zeichen der fünf Wunden das Gebet der Jungfrau bewährten. Die Brüderschaft der h. Katharina ließ sich keine Mühe verdrießen, sparte keine Kosten, um deren Feste den größten Glanz zu geben. Auch die Neun thaten Alles, um durch großmüthige Begünstigungen recht augenfällig ihre Theilnahme zu bewahrheiten. In den Klöstern und Gemeindehäusern, in den Palästen und Hütten meldete sich durch eine erwartungsvolle Unruhe, durch eine freudige Erregung überall die Feier, wie das Wehen dem Windesbrausen vorhergeht.

Auch Frau Felicitas war heiterer als sonst, da sie der Tochter die Festkleider anlegte, die die genannte Brüderschaft alljährig zu diesem Tage ihren weiblichen Schützlingen verehrt. Als

sie ihr den Schleier ordnete, blickte sie sie an, als wenn sie sich ihrer Schönheit freute. Mit drohendem Finger winkte sie der Jungfrau, die, wohl verstehend, beschämt zur Erde blickte. Indem trat Frau Virginia ein. Wenn auch in Trauerkleidern, erhöhte sie durch ihren stets willkommenen Besuch die Festlichkeit des Tages. Sie beredete die Mutter, was ihr allein nur gelingen konnte, ihre Tochter zu begleiten, an der religiösen Feier Theil zu nehmen und sich an die Processsion anzuschließen. Eine Freundin strenger Zurückgezogenheit, hatte sie den Gedanken bis jetzt fern gehalten, zu sehen, was Alles in kurzer Zeit zu Ehren der Heiligen geschehen war, deren Nichte sie sich zu sein rühmte. Nun bebte sie dem Verlangen entgegen, das als unabweisbar sich ihr aufdrängte. Viel hatte sie von der Kapelle mit den Marmorsäulen gehört, noch mehr von den Wandgemälden, die für sie durch eine, wie die Leute meinten, zufällige Merkwürdigkeit besonders anziehend sein

mußten. Über die Besorgniß, dem Maler zu begegnen, beruhigte sie Virginia, die mit Freude hinzufügte, daß er von seinem sträflich leichtfertigen Lebenswandel gelassen und daß er jetzt bete wie der frömmste Christ. Wenn Felicitas es nicht glauben wolle, so möge sie die Wandgemälde sehen, die nur Gottesfurcht und Heiligkeit so schaffen könnte. Frau Virginia, ob sie es auch als Unmöglichkeit erklärt hatte, sich heute dem Feste zu entziehen, wunderte sich doch im Stillen, als die grämliche Freundin das Hauskleid gegen ein anderes vertauschte, dessen Schnitt aber auch weniger die Eitelkeit als die klösterliche Strenge vorgeschrieben hatte.

Mit jeder Stunde wogte es bunter durch die Straßen. Niemand, so schien es, war heute daheim geblieben, und dennoch sah man in allen Stockwerken bis zum Dache hin unzählbare Zuschauer. Wie die Paläste, aus deren offenen Fenstern farbige Teppiche herabhingen, so erschienen auch ihre Besitzer, umge-

ben von Freunden und Gästen, in sonntäglichem Staat. Nicht beweglicher war die schwarz und weiß gestreifte Stadtfahne, die auf der Säule mit der Wölfin aufgepflanzt war, als die Knabenschar, die, an der Stange sich haltend, hinaufgeklettert war, um vom hohen Standpunkt her die Processsion zu betrachten. Wie es gewöhnlich geschieht, kam sie noch lange nicht und die ruhigste Erwartung ward tödtlich gelangweilt. Größeres Gedränge aber erfüllte die Gegend um die Dominikanerkirche. Geistliche und Weltliche wirrten sich zusammen, als wenn das Band der Gleichheit alle Stände unauflöslich verschlänge. Die verschiedenen Brüderschaften und Mönchsorden wurden nur unterschieden durch die Kreuze und Fahnen, die über alle Köpfe hinwegragten. Unter ihnen gab es seltene Kunstwerke. Der Brüderschaft des h. Sebastian war für ihre Fahne mit der Figur des nackten, von Pfeilen durchbohrten Heiligen von lukkesischen Kaufleuten 300 Gold-

scudi geboten, sie aber wollte nicht sich, nicht die Stadt eines Meisterstücks von Sodoma's Hand berauben. Unter den Fackelträgern, die meist Knaben waren, befanden sich auch Männer von herkulischem Ansehen, denn ihnen lag es ob, Wachslichte zu tragen, die wie Mastbäume den Fahnen Trotz boten.

Lydia in der Mitte ihrer Begleiterinnen erhielt kaum Einlaß in die übervolle Dominikanerkirche, obgleich ihr festliches Gewand sie genugsam als Theilnehmerin der Processíon bezeichnete. Riccio's sehnsüchtiges Auge erspähte sie glücklich und es war Rath geschafft. Er brach durch die Menge Bahn und führte sie vor das Wandgemälde, wo die Heilige die Wundmaale empfängt. Lydia blickte auf und mit einem schmelzenden Ach sank sie auf die Knie in die Arme der beiden Frauen. Besorgt kniete die Mutter neben der Ohnmächtigen und Virginia blickte hinter ihr in stummem Erstaunen herab. Lydia hatte, wenn auch Demuth

ihr froh erregtes Gefühl überschattete, in der Heiligen sich selbst gesehen. Seitwärts stehend, war Riccio Zeuge einer seltsamen Erscheinung. Wie im Spiegelbilde sah er die Gruppe und beherzigte, daß die echte Kunst erhabene Wahrheit sei. Aus dem Haupt der Heiligen war es dem Maler gelungen, ihre Bildung zu erkennen und durch sein Werk darzuthun, wie die Natur sich in einem Sproß ihrer Familie wiederholt habe. Lydia schlug das Auge wieder auf und richtete sich auf, wenn auch noch ergriffen von dem überraschenden Anblick. Auch Felicitas war gerührt, und jetzt erst eröffnete sie ihr das Geheimniß ihrer Abkunft und entdeckte ihr, daß der Vater des Gemäldes auch der ihrige sei. — Da gaben die Glocken das Zeichen zum Anfang der Processíon. Die Messe war in der Katharinenkapelle beendigt, in deren engem Raum außer der Brüderschaft nur wenig Bevorzugte Platz gefunden. Riccio leitete die Frauen nur mühsam aus der Kirche.

Schon hatten sich Alle paarweis zum Festzuge gestellt, der zu dem Dom und von dort zurück zur Katharinenkirche gehen sollte. Den Mitgliedern der Brüderschaft folgten zunächst die zwölf Jungfrauen, sämmtlich in gleicher Kleidung, die als Waisen und Arme von ihr unterstützt wurden. Alle waren jung und lieblich, aber dem Rosettenkranz ward erst der Brillant eingesetzt, als sich Lydia ihnen zugesellte. Von beiden Seiten gingen ihnen schöne Knaben in bunten Gewändern mit brennenden Fackeln zur Seite. Auch an brennenden Herzen fehlte es nicht und hier und dort strebte ein schmachtender Jüngling in ihre Tritte zu treten. Am Katharinentage pflegte sich der Schüchterne selbst dreist der Ersehnten zu nähern. Wer ernste Absichten hegte, überreichte, so heiligte es eine alte Sitte, ihr ein Taschentuch und erfuhr stillschweigend die Entscheidung. Wenn sie das Tuch küßte, so sagte sie ein schmerzliches: Ich danke; wenn sie aber einen Knoten schürzte, so

bekannte sie einwilligend sich als gebunden. Riccio, lange furchtsam neben der Geliebten hinschreitend, faßte sich endlich ein Herz und bot ihr bang und scheu das Tuch dar. „Empfanget," sagte er, „Euer Eigenthum, das ich aufgehoben. Löst nicht die zwiefache Bedeutung so schön in eins sich auf?" „Seid Ihr ein Künstler?" fragte sie, und da er schwieg, wiederholte sie: „Seid Ihr ein Künstler?" „Wenn ich es nicht zu werden wünschte," erwiderte der Jüngling, „so wäre es nur, um Euch nicht zu misfallen." „Ich liebe nur den Künstler." Mit diesen Worten knüpfte sie zwei Enden des Tuches zum Ring zusammen. Der Mutter Felicitas entging es nicht, die stets mit argwöhnischem Blick dem Benehmen des Jünglings zugesehen. Störend wollte sie dazwischen treten, aber Virginia hielt sie mit ernster Mahnung zurück: „An diesem Tage dem Gefühl der Tochter wehren, heißt ihrem Glücke wehren, denn die gottvermählte Heilige selbst führt

die Herzen zusammen. Wenn Ihr es Euch auch nicht selbst gestehen wollt, gewiß, Ihr müßt über Männer und Maler jetzt anders denken, deren Werke ein Lobgedicht auf die Frömmigkeit, ein Preis auf die Tugend sind.“ Felicitas verhielt sich still und widersprach nicht. Von dem Thurm des Rathhauses schallten zur feierlichen Begrüßung dem sich langsam nähernden Zuge Trompeten, Posaunen und Pauken entgegen. Sie schwiegen und es erhob sich eine andere in reicher Harmonienfülle schwelgende Musik, unter der der Gonfaloniere mit den Amtsgenossen in prächtigen Staatskleidern aus dem Rathhause vortraten und die bestimmte Stelle unter den Feiernden einnahmen. Schon zog die Procession unter Glockengeläut und Gesang durch eines der Portale in den Dom, um durch das andere auf anderem Wege zur Katharinenkirche zurückzukehren. Mit Blumengewinden, Lilien schimmerten unter dem duftenden Grün, war der Dom von außen reich

verziert. Die Processíon bewegte sich in der Kirche den kunstvoll geschnitzten Sitzen vorbei, die der Gonfaloniere inmitten der Neun eingenommen hatte. Jetzt schlossen sich dem Zuge drei Männer an, zwischen den Freunden Baccio und Rossi ging ein dritter im Bußgewande mit verhülltem Haupt, mit Ölzweigen in der Hand. Niemand zweifelte, wer der Verhüllte sei, aber tausend Fragen beschäftigten die Menge bei dem Anblick des Wiedererstandenen. Mehr als alle Schönheit und alles Gepränge reizte das Bußgewand die Augen der Umstehenden. Gesang und Glockengeläut schien zu verstummen bei dem streng beobachteten Schweigen des Triumvirats. Ein altes Recht, das der Brüderschaft der h. Katharina verschrieben war, leitete ihren festen Schritt. Zur Erinnerung dessen, was die Heilige an einem des Todes Schuldigen gethan, war nämlich der Brüderschaft zugesichert, einen Verurtheilten der Strafe der Hinrichtung zu entziehen. Mit zorniger

Erregung sprang unwillkürlich der Gonfaloniere von seinem Sessel auf, als er der Männer ansichtig wurde, die das neugierige Volk unter brausendem Murmeln immer dichter umdrängte. Als sie vor die Schranken des Rathsstandes traten, da zog Baccio das verdeckende Tuch vom Haupte des Nebenmannes und mit gesenktem Blick stand Jacob Pacchiarotto vor seinen strengen Richtern. Unruhig blickte der Gonfaloniere bald zu diesem, bald zu jenem der erstaunten Würdeträger. Nur einer war nicht überrascht, Herkules Spannocchi, der die wenigen Worte sprach: „Pacchiarotto, ein Verwandter der Heiligen, deren Fest uns versammelt, feiert dieses, auch wenn ihm das Leben geschenkt wird, zum letzten Mal unter uns. Mit dem Künstler Peloro sich an den Hof des Königs von Frankreich zu begeben, ist sein Wunsch. Ewige Verbannung möge seine Strafe sein.“ Nach einem Moment banger ahnungsvoller Stille gab der Gonfaloniere

mit allen Beisitzenden das Zeichen der Genehmigung. Mehr verlangte der Unglückliche nicht, doch blieb er ernst. Und überall brach schmerzvoll das Auge der Freude. Die Gefühllosigkeit selbst weinte vor Rührung und der Leichtsinn wurde nachdenklich. Jacob Pacchiarotto, der für den Ruhm der Vaterstadt Grab und Tod überwunden, erkannte es als Gnade, am Abend seiner Tage in der Fremde sich eine neue Heimat zu suchen. Siena sagte ihm ein Lebewohl mit einer Wehmuth, als wenn es seinem eignen Glück ein Lebewohl sagte.

Nur der Zauber der Liebe bereitet die Schale seliger Vergessenheit. In sich glücklich, glaubt die Liebe nicht den Einflüsterungen der Furcht und verlacht die Bedenklichkeiten des Alters. Ihr ist das Gelingen gewiß. Felicitas bereute nicht ihre Nachgiebigkeit, da das ernste Wesen des künftigen Eidams ihr Vertrauen einflößte. Riccio sah in vollstem Licht seinen Lebensstern leuchten. Lydia aber, glücklich im

Arm des Erwählten, fühlte ihr Sehnen nicht ganz erfüllt. Nach dem Vater verlangte es sie, wie nach Abendthau die prangende Blume. Sie wollte ihm Dank zollen für das fromme Vermächtniß seiner Kunst, ihm Abbitte thun für Böses, das ihr vorgeredet war und bei ihr Glauben gefunden. „So laß uns zum Vater gehen," sagte der Jüngling, „wenn du auch seine Kraft gebrochen, seine Seele getrübt findest, die die Bilder der heiligsten Erleuchtung schufen."

Als Sodoma mehre Tage vor dem Fest die Wandgemälde beendigt hatte, so konnte er nicht selbst den edeln Besteller zur Enthüllung einladen; als der kunstsinnige Spannocchi sie sah und kein Ziel des Preises fand, so konnte der Maler nicht hören und sich mit freuen. In angestrengtem geistigen Aufschwung hatte er sich zu einer Höhe erhoben, von der er, als mit der Vollendung des Werkes die Spannung aufhörte, erschöpft aufs Krankenbette sank. Als

besondere Belohnung erbat er von seinem Gönner eine Stelle im Spital della Scala, wo er die liebreichste und sorgfältigste Pflege fand. Deutlich erkannte er in der Miene des Arztes die Grenze seiner Hoffnung, und deutlich vernahm er in dem stets mahnenden Andenken an die beiden ihm vorangegangenen Kunstgenossen den Ruf in die Ewigkeit. Man meinte es gut mit ihm, als man ein Bild von Beccafumi, das sich im Spital befand, in seiner Stube aufhing. Es stellte den h. Michael dar, wie er den Bösen bekämpft. Durch den zerklüfteten Felsen spielten die Flammen, in denen die nackten Seelen büßten. In seiner Reizbarkeit erfüllte ihn der Anblick mit Grauen. Er schaute jenes Schwert in des Engels Händen, das die Uraltern von den Paradiesespforten trieb. Er schaute die Unglücklichen im Abgrunde, und wie sie rang er im Bette mit Glut und Feuer. Er wand die Hände und der Schweiß troff von seiner Stirne.

Da öffnete sich leise die Thüre und Lydia trat ein an der Hand des Bräutigams. Der Kranke stutzte. Sein Blick war auf die Jungfrau geheftet und sein Auge erhellte sich, die Falten seines Gesichtes verschwanden und kraftvoll erhob er das müde Haupt. Vor sich hin die Hände zum Gebet zusammenlegend, rief er mit dem Ton der innigsten Andacht: „Heilige Katharina, kehrst du bei dem Sünder ein, um seine schmachtende Seele zu trösten und zu erheben?" Trauervoll bebte Lydia zurück, denn Fieberhitze, meinte sie, spiegelte ihm Wahngebilde vor. Aber Riccio führte die Jungfrau zu ihm hin. „Edler Meister," sagte er, „Euch grüßt und ehrt hier Eure Tochter und Euer Sohn, denn sie will mir Lebensgefährtin sein." Es war ein väterlicher Blick voll rührender Milde, mit dem der Leidende ihm und ihr ins Auge sah. Voll wehmuthsvoller Liebe neigte sich Lydia zu dem Vater, um seine Schläfen zu trocknen, und er, als wollte er die Freundlichkeit

erwidern, fuhr mit der Hand leise über ihr Gesicht hin. „Welche Ähnlichkeit!“ begann er wieder, „ja, du bist meine Tochter, bist einer Benincasa Tochter. In deinem süßen Auge strahlt mir die Gnade der Heiligen, deine milden Thränen löschen aus meine Schuld, und mein Herz schlägt leicht und frei.“ Lydia küßte seine brennende Stirne und sie brannte nicht mehr.

---

Im Jahre 1557 hörte Siena auf Freistaat zu sein. Das Band zwischen Vornehm und Gering, zwischen Adel und Bürgerschaft, das die Stadt vor Feindes Macht sicherte, war für ewig gelöst, und den Spaniern, später den Franzosen wurde es leicht, in die Mauern einzudringen. Die Blüte des Wohlstandes hörte auf, die Festtage waren dahin und die Lust der Komödien wurde gesetzlich untersagt. Die Kunst und Wissenschaft erlag dem Druck der Zeit. Die Bücherei des Doms behielt nur den Na-

men, denn die kostbaren Bücher und Handschriften wanderten nach Madrid, sie behielt nur die Bilder mit den Thaten Pius' II., denn sie waren auf die Wände gemalt. Der Ruhm der sienesischen Künstler begründet sich allein auf das Andenken der Vorfahren, aber auch dieses verkümmert und verliert an Glanz. Peruzzi's Grabinschrift im Pantheon ist verschwunden, nur von wenigen Reisenden werden in der Farnesina Sodoma's Gemälde aufgesucht, Beccafumi's Marmorboden trauert unter der nur theilweis zu entfernenden Hülle des Bretterbelags. Selbst die Heilige, die ihre Wunderkraft auf die genannten Künstler vererbte, mußte ihr Ansehen mit einer spätern Katharina theilen, als Katharina de' Ricci — wie sie im Dominikanergewand, mit Christi Verlobungsringe prangend — in den Festkalender der Heiligen Gottes eingetragen wurde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

3 9999 05533 852 7